Langemarck

Langemarck



Langemarck

Ein Vermächtnis

Worte von Josef Magnus Wehner, am 10. Juli 1932, zur Stunde der Übernahme des Gefallenen-Friedhofs in Langemarck durch die Deutsche Studentenschaft, gesprochen an allen deutschen Hochschulen, verbunden mit Briefen Gefallener

1932

Albert Langen / Georg Müller, München

Den

deutschen Studenten

geweiht

In dieser Stunde, deutsche Studenten, übernimmt euer erster Vorsitzer die Schlüssel zum Friedhof von Langemarck. Seht ihn stehen inmitten der unendlichen kreuztragenden Hügel: keine Fahne weht, keine Waffe glänzt; nun sinkt in eurem Namen, Studenten, ein Kranz auf die sonnigen Todesdünen der flandrischen Erde. Vielleicht bricht jetzt ein Lichtblitz aus dem Herzen des verhüllten Reiches, dessen Leibes die Niederen Lande einst waren, vielleicht auch hüllt ein Regen, vom Meere herkommend, das uralte Land und die Toten und Lebendigen in die Dämmerung eines Totenreiches, in dem nur die Schatten Recht haben – genug: in dieser Stunde übernehmt ihr, deutsche Studenten, die Totenwache an den namenlosen Särgen deutscher Jünglinge des großen Krieges. Euer Leben wallt opfernd zu den Toten hinab, und das verwandelte Leben der schönen Helden quillt leuchtend herauf und vermählt sich mit dem euren, Gestalt um Gestalt und Hand in Hand und Glaube um Glaube und Ehre um Ehre und Treue bis in den Tod. Indem ihr die Sorge übernehmt für den Frieden und die Freude jener opferfrohen Geister, die singend ihr Leben von sich warfen, im Namen des Reiches, werdet ihr mündig und Söhne jenes Reiches, das sich nicht erschöpft in Grenzen und Hoheitszeichen und Schichtungen der Geschichte, sondern das unendlich ist wie

die Welt selbst, eingesetzt vom Herrn des Himmels und der Erde, der Welt Ordnung und Gesetz zu geben die Jahrtausende hinauf; Söhne seid ihr von Stund an des heiligen deutschen Reiches, für das eure Brüder im Anfang des großen Krieges fielen, um verklärt und Gestalt zu werden.

Wie war es doch? Als der Deutsche, von allen Seiten gepreßt und umschnürt, endlich aufstand und, festen Fußes auf dem Gebirge stehend, mit gewaltigem Arme nach Westen griff, sich freien Odem zu schaffen, als seine Hand die Völker vor sich her fegte und endlich, endlich das freihin atmende Meer den Sturmheeren sich öffnete, da, im Vorhof des Sieges, brach der Greis, der die Armeen führte, in sich selbst krank und weinend zusammen. Er war Schlieffens geschautem, nicht erdachtem Plane in der Tiefe nicht gewachsen; ohne Vertrauen, mit Wissen beladen, aber der lebendigen Naturkraft des Deutschen nicht teilhaft, starb sein Mut im ersten Anlaufe und mit ihm alles, was äußerlich war am Reiche. Das Heer, hinter die Marne zurückgezogen, vom Schicksal schon getroffen und bis zum gemeinen Mann hinab verwirrt durch den jähen und glaubenslosen Abbruch seines Sturmes, setzte indessen noch einmal an, das Meer zu erlangen, nach Norden hinauf, zum Westen hinüber. Aber dem Feinde war schon Plan und Schlachtfeld, Geist und Herz des Krieges überlassen und das Heer zu schwach, da nur die Hälfte aller waffenfähigen Deutschen ausgebildet war.

Die Heere rennen die schräge Ebene hinab, eines gierig

nach der Flanke des andern. Antwerpen fällt, Ostende ist bedroht, die Kluft öffnet sich zwischen Frankreich und England. Schon tauchen Mitte Oktober deutsche Reservisten aus den Dünen von Ostende und treiben den Gegner die Küste entlang – da scheint das Reich selber aufzustehen, das uralte, begrabene Reich, und wider den planlosen Deutschen zu zürnen. Am Bergring, der Ypern schützend umgibt, staut sich die deutsche Sturmflut. Eilig herangeführte Korps aus Studenten, Arbeitern und Kaufleuten, von Greisen spöttisch Kinderkorps genannt, stürmen heldenmütig gegen die feuerspeienden Berge, tagelang, blutend, weithin sichtbar im Scheine brennender Windmühlen, dem Feinde ein leichtes Ziel. Sie stürmen bei Wytschaete und Messines, bei Dixmuiden, Bikschoote und Paschendaele, bei Becelaere, Hollebeke und Langemarck. Sie stürmen auf Boden, der einst unser war, sie gewinnen die Höhen, sehen die flammende Martinskirche, die Tuchhalle im sterbenden Ypern und dürfen den Sieg nicht vollenden, der schon einmal unser war. Sie fallen in Reihen, schmucklos oder das farbige Band über der Brust. Stürmend und sterbend werden sie die Träger des letzten Willens des Reiches. Mit dem Tode dieser Kinder erstarrt die Front vom Meer bis zum Gebirge für immer, seitdem auch, grau und wild die See feindher kam, Ende Oktober, durch zerstochene Dämme und geöffnete Schleußen zu den Toten und Sterbenden herab, öde, unendlich und tödlich wie ein Weltuntergang. Das Reich verhüllt sich abermals.

Doch war die Sage schon geschehen. In jenem, dem Reiche abgestorbenen, flachen und scheintoten Lande, seit dem Glaubenskriege abgeschieden von der großen Welt und nur noch fröhlich der kleinen Welt des Eigentums lebend, stark aber und heldisch im Willen zur Freiheit, war die unsterbliche Tat schon geboren, die Tat des Liedes. Ehe das Reich sich verhüllte, sangen die von Langemarck. Sterbende sangen! Stürmende sangen, sie sangen in Reihen, die Kugel im Herzen, sie sangen im Lauf, die jungen Studenten, sangen in die eigene Vernichtung hinein, vor dem übermächtigen, aus tausend Geschützen brüllenden Feinde: «Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt.»
So sangen sie, und niemand weiß, wer das Lied anstimmte. War es der riesige General von Reinhard, der nachts im wallenden Radmantel fast unsichtbar die Fronten tröstete, bis er fiel, fast unsichtbar... War es der stimmgewaltige Oberstleutnant Haeser, der bei Baecelaere sang, bis er fiel? War es der und jener aus den grauen Reihen? Niemand weiß es – selbst der Bericht stammt vom erschütterten Feinde: sie fielen alle oder verstummten später, die da sangen. Aber mit dem Liede, mit dem sie starben, sind sie wieder auferstanden, tausendmal, und werden wieder auferstehen, tausendmal bis zum Ende des Reiches, und das ist: unserer Welt. Denn auf dem Grunde dieses Liedes marschiert nicht der dürre Dienstbote «Pflicht», sondern webt der ewig siegreiche, unsterbliche Geist deutschen Lebens selber, dem der Tod ein Überschwang der

Natur ist; der kriegerische Geist des Deutschen, der nicht zittert vor dem Schicksal, wann ein Volk von Männern zusammentritt zu furchtbarer Tat. Der Krieg ist schrecklich, aber der Mann stellt sich! Mag den Spottgeburten aus Dreck und Feuer der Krieg einzig aus den Elementen bestehen, aus denen sie selbst zusammengesetzt sind: Kot singt nicht, und die Feigheit schwatzt nur. Wer aber über die Steine eines Domes weint, daß sie behauen wurden, der ist des Reiches nicht würdig, der ist seiner Toten nicht würdig.

Singend starben die von Langemarck im Reiche und sind im Reiche begraben. Denn noch einmal: das heilige deutsche Reich ist nicht gebunden an Grenzen und Länder, es ist unendlich wie die Welt selber, eingesetzt von Gott, und den Deutschen als Auftrag der Ewigkeit gegeben, in der sichtbaren Welt Ordnung und Gesetz zu schaffen. Wie es zuerst erschien zur Zeit des Christ in Armin dem Deutschen, so brach seine innerliche Macht an dieser Weltwende aus den jungen Deutschen heraus, die singend in den Tod gingen. Sie hatten nicht den äußeren Sieg, aber sie haben die Innerlichkeit des Reiches, seine Seelenfülle und Gemütskraft geoffenbart. Zum ersten Male tönt in ihrem Liede das andere, das ewig junge Deutschland auf, das Jahrzehnt um Jahrzehnt gegen den Geist des Alters und des Stoffes, der Angst und des Verstandes kämpft – wie lange noch? Dieses junge siegreiche Deutschland hat die untrennbare Einheit von Macht und Innerlichkeit des Reiches begriffen, es weiß, daß es keine Freiheit ohne die inneren, die göttlichen

Mächte gibt. Es umarmt in sich die ewigen Gestalten deutscher Vergangenheit, die Helden, Dichter und Seher, wie ihr Studenten jetzt im Geiste die Brüder von Langemarck umarmt, die singenden.

Das Lied starb nicht mit denen von Langemarck. Es wurde ein Zeichen für die Deutschen, die Todeshelden. Es erklang in den Stürmen des Ostens, im Kaukasus und in Palästina; wo ein kaiserliches Schiff flaggenwehend zugrunde ging, schritt es über die Flut, die Ebene hat es gehört und das Gebirge. Ja, es hat den Tod überwunden, das Lied, und das Reich ist uns in seinem Namen, dem Namen «Deutschland» geblieben. Wir werden das Haus der Not bauen müssen, den Staat, nicht als Staatsdiener, sondern als freie, weitsinnige Söhne des Reiches. Aber so wahr wie der Krieg nicht nur um die Verdauung der Völker ging, sondern um die geistige Grundlegung der Welt, aus der das körperliche Wachstum erst hervorgeht, um die Umartung der Völker nach dem siegreichen Volke: so wahr wird uns das Reich erst dann gegeben werden, wann Macht und Innerlichkeit zusammenströmen im Geiste. Nicht die Waffen allein, sondern auch das Lied, das Freiheit atmet, der überwindende Geist, sind die Bürgen unserer Zukunft. Laßt uns den Staat bauen aus der Fülle des Reiches, nicht nur aus dem Zwang zum Verstand. Die Völker haben uns gefürchtet oder geliebt, nicht nur weil wir mächtig waren, sondern vor allem weil wir unbegreiflich waren, unbegreiflich wie die singenden Kinder von Langemarck. Kein anderes Volk steht so nahe an Ur trotz der höch-

sten Bildung wie das unsere. Noch können wir aus dem Dunkel unsere Kräfte holen, wenn das Licht sie uns verwehrt, das gnadenlose; noch sind die barbarischen Wurzeln unseres Lebens voll von heimlichem Saft, noch sind wir jünger als alle anderen, obwohl wir schon oft und härter und bitterer gestorben sind als die anderen, die uns das Feuer der Auferstehung ersticken – wie lange noch?

Die heilige Unruhe des früh vergossenen Blutes treibt auch uns, die Lebenden, an, das Reich zu vollenden. Es wirkt und stößt noch in uns, das tausendfältige Leben, das vor der Zeit in Flandern verblich. Es sei nichts von den Toten beschworen, was ihr keusches Eigentum war; verhüllt in ihrer Liebe mögen sie ruhen, die einen sinnend über dem Worte Vaterland, die anderen die goldenen Stufen des unendlichen Gottes hinansteigend, die andern dem Christ anhangend, den unser Aeon über das Geflecht unserer Weltkugel setzte, wieder andere wandernd im Raumlosen und das Gesetz belauschend, das die Welt bewegt. Sie waren jung, als sie starben, und viele werden wandern in der heiligen Unruhe des früh vergossenen Blutes, fern uns oder nah, den Gott suchend, der sie rief. Heilig ist ihre letzte Stunde, heilig ihr letzter Seufzer, unverletzlich ihr Andenken. Sie mögen uns aber leihen, was irdisch ist und vom Menschen zum Menschen gehen darf, den Geist des Liedes also und das Beispiel ihres Bildes. Laßt uns froh werden bei ihrem Anblick und unsere Trauer laßt uns in hellem Dur singen wie die Meister alter Jahrhunderte.

Schon beginnen sie zu leuchten, die zarten Schatten. Freude glänzt auf ihren jungen Stirnen, die ewige Freude der Unsterblichen. Sie nahen und grüßen uns, die Nachlebenden, die Zwielichtigen, die Zweifler, die Verzweifelten. Nun sind sie lebendiger als wir, nun gewinnen sie Raum und Stimme, nun singen und sagen sie:

«Pflanzt die Säulen des Reichs
In die Verwesung der Welt!»

Stärker werden die Chöre der Feldgrauen. Überall ist das Reich und überall schimmern seine Blutzeugen. So glänzt sein Himmel, und seine Toten leuchten wie die Sterne. So blitzt es von Ur zu Ur als Zeichen des Bundes, von den Toten zu den Lebendigen, zu uns, den Deutschen. Laßt uns schweigen und sinnen:

«Pflanzt die Säulen des Reichs
In die Verwesung der Welt!»

Und nun mögen die eigenen Worte junger Studenten, die im großen Krieg vor dem Feinde fielen, uns das Tor in die Welt der Toten öffnen.

Herbert Weißer, stud. arch., Technische Hochschule Charlottenburg, gef. 25. Mai 1915 vor Ypern.

5. Mobilmachungstag.

Kannst Du Dir denken, daß ich jetzt manchmal den Gedanken nicht mehr zurückdrängen kann, daß ich draußen im Felde bleibe? Dann komme einmal ganz nahe zu mir heran: ich lege meine Hand auf Deinen Lockenkopf und rede zu Dir. Da ist mir's, als ob eine von Gott kommende Kraft von mir ausginge und alle die Wünsche, die ich Dir hege, müßten in Erfüllung gehen. Komm, laß Dir mal ganz tief in die Augen sehen! Sieh, da innen bei Dir brennt's – nicht für mich – ist auch nicht nötig, wirklich nicht. Dies Feuer da drinnen muß zu einer steten, hellen Flamme werden, und die Flamme, die soll Deinen Kindern mal so hell den Weg zeigen, den wir beide uns erkämpft haben. Weißt Du, am Wannsee, oben an der Waldecke, hat's angefangen. Da sahen wir beide über ruhiges Wasser hin; das war sinnbildlich: solche Ruhe haben wir in unserem Inneren auch geschaffen, Du weißt, in welchem Punkte. Wahrhaftig sollen wir sein, d. h. wir sollen nichts als schädlich oder unnütz verwerfen und austilgen wollen. Natürlich dürfen wir sein, d. h. wir brauchen uns nicht bei den Wünschen begnügen, sondern sollen sie fruchtbar zu Taten nach außen gestal-

ten. Der Schönheit bedürfen wir, d. h. diese Taten sollen edel und schön werden im Sinne des griechischen Kalon k'agathon; dazu sollen wir ethische und ästhetische Schönheit aufsaugen in uns, soviel wir aus dem unendlichen, unerschöpflichen Quell des Lebens, der Kunst und der Natur zu schöpfen vermögen. Wir sollen unsere Vorratskammern, d. h. unser Aufnahmevermögen für diese Kräfte, stetig weiter ausbauen, damit wir immer mehr aufbewahren können. Und sollen dann mit vollen Händen an andere Menschen austeilen. – – Weißt Du, daß ich dem deutschen Volke ein echter, deutscher Baumeister werden wollte, daß ich rücksichtslos gegen alle Lüge bezüglich der Konstruktion, aber auch bezüglich unserer deutschen bodenständigen Eigenart kämpfen wollte? Daß ich mithelfen wollte, wieder eine deutsche Baukunst zu schaffen, wie wir sie zur Zeit der Ottonen und in der märkischen Backsteinkunst am potenziertesten gehabt haben? Weißt Du, daß ich meinem deutschen Vaterlande ein paar Jungens und Mädels schenken wollte, die sich ihre Eigenkräfte nicht mit unfruchtbaren Kämpfen gegen sich selbst vergeuden müßten, wie ich und auch Du, oder im Kampfe gegen überkommene, in der Zeit liegende lügenhafte Vorurteile?

...Ich streiche Dir ganz sachte übers Haar, so sachte, wie es ein Mann einem lieben Mädchen tun kann, und ich bitte Dich, vergiß dies alles nicht, und denke Dein ganzes Leben an das, was wir beide miteinander durchgemacht haben, und gestalte es fruchtbar... Ganz, ganz warm wünsche ich Dir, daß Du's tun kannst,

wie Du es Dir am sonnigsten ausmalst: Daß Du einmal einen Jungen bekommst mit blauen, ins Ferne schauenden, aber fest aufs Ziel gerichteten Augen, der groß und schlank wird mit einer hohen Stirn und feingeschnittenen Nasenflügeln. Weißt Du wohl, woher er das alles bekommt? Und dann, weißt Du, ist es ja nicht ausgeschlossen, daß ein Architekt daraus wird. Und wirst ihm dann erzählen von dem, was in den deutschen Domen steht, und mußt ihm alles zeigen, was wirklich deutsche Baumeister geschaffen haben. Wie sich in der deutschen Baukunst der Sinn für das Monumentale und doch Einfache, für Aufrichtigkeit, Logik und Kraft ausprägt, und das Ausstrahlen nach allen Seiten hier auf Erden und die Zusammenfassung aller dieser Strahlen nach dem lichten Himmel empor im Schwung der Ideale. Und dann zeige ihm, daß auch das ganze Innenleben im Menschen schön und sonnig sein kann, wenn man nicht seine eigenen Kräfte unterbindet, statt sie zu vervollkommnen und zu veredeln. – Siehe, an das alles muß ich jetzt denken, ehe ich hinausziehe. Und ich weiß, daß ich dem Vaterlande viel mehr leisten könnte, wie ich es jetzt angefangen habe, und später produzieren könnte von dem, was ich in der Jugend in mir aufgenommen habe. Aber daran darf man jetzt nicht denken; wir müssen das verteidigen, was Jahrtausende hindurch geleistete deutsche Kulturarbeit mit Schweiß, Mühe und Blut aufgebaut hat. Aber man möchte doch nicht so spurlos vom Erdboden dahingehen, und Du bist doch der Mensch, der während unserer Berufsvorberei-

tungen und sonst im Leben mir am nächsten gekommen ist, in den ich auch von meinem Wesen wohl am meisten hineingelegt habe, wenn auch vielleicht nicht derjenige, den ich am allerliebsten gehabt habe, das weißt Du ja. Deshalb mußt Du nun, wenn ich draußen bleibe, mein Leben mit fortführen, an ein Jenseits können wir doch nicht mehr glauben, aber ein Fortleben in unseren Werken, die ja hauptsächlich in unseren Freunden aufgestapelt sind..., vielleicht findest Du einen Lebensgefährten, der Dir dabei hilft.

27. September 1914.

Diese Sehnsucht nach Produktivität, nachdem ich zwanzig Jahre lang rezeptiv gewesen bin, macht es mir so schwer, daran zu denken, daß mir mein Leben nicht mehr selbst gehört. Das, was ich jetzt im Kriege tun werde, kann ich nicht als Produktivität rechnen. Dazu braucht es nämlich keinen Herbert Weißer, das kann jeder andere ebenso gut, die meisten besser vielleicht. Andererseits kann man natürlich auch nicht ansehen, wie deutsches Volkstum und jahrhundertlange deutsche Arbeit von anderen Nationen vernichtet werden soll. Der einzige Blitzableiter ist glühender Haß und Verachtung gegen die wenigen Menschen (wenn man den Ausdruck dort überhaupt noch anbringen kann), die den Krieg angezettelt haben. Da sind nun die gut daran, die auf feindlicher Seite das ganze Volk hierfür verantwortlich machen können und glauben, sie hätten die Übeltäter vor der Mündung ihres Gewehres. Ich kann den Haß nicht auf den einzelnen Fran-

zosen richten, im Gegenteil, es tut mir um jedes junge Leben leid, das durch mich abgeschnitten wird. Ich habe auch keine rücksichtslose Freude an unseren Siegen, aber weißt Du, woran ich eine ganz helle, rückhaltlose Freude habe? An der deutschen Eigenart, wie sie sich jetzt in strahlendem Glanze zu zeigen Gelegenheit hat: an dem tadellosen Funktionieren des Riesenapparates, zu dem jeder einzelne beitragen kann und beiträgt, an der Disziplin unserer Truppen der feindlichen Bevölkerung gegenüber, an der eifrigen Tätigkeit jedes einzelnen fürs Ganze, an dem ganz festen, unbeirrten Sinn für Gerechtigkeit, wie er sich bei jeder Gelegenheit auf deutscher Seite zeigt. Nicht in der Führung des Schwertes liegt die größte Stärke unseres edlen Volkes, sondern in dem hohen Verantwortlichkeitsgefühl für die gute Verwendung seiner Gaben, in seinem inneren Werte als Kulturvolk. Niederreißen, zerstören im Kriege können andere Völker auch, aber aufbauen, das können wir wirklich am besten, das weiß ich aber sicher erst seit Anfang des Krieges. Deshalb beunruhigt mich der für uns positive oder negative Ausgang des Krieges nicht so sehr.

6. April 1915.

Gestern war ich im Schützengraben. Dort habe ich nun einmal den eigentlichen Krieg sehen können. Alles spielt sich auf einem ganz schmalen (freilich endlos langen) Streifen Land ab, der einem viel, viel zu eng für seine Riesenbedeutung vorkommt. Und dieser Streifen Land trägt auch grünes Gras, bunte Blu-

men, Bäume und freundliche kleine Häuschen. Der Boden schwingt sanft auf und ab, Hecken ziehen sich durch die grünen Wiesen und auch Bäche. Aber weißt Du, was noch auf den Wiesen ist? Da liegen die Marburger Jäger: Studenten und Professoren, die Hoffnung und die Vorwärtskraft des deutschen Volkes. Einer neben dem anderen über die Wiesen hingestreckt. Ja, da war so ein junger, frischer Kerl, der war ganz vorn, vielleicht der vorderste beim Sturm. Alles um sich vergessend, ist er losgestürmt im Kugelregen. «Noch ein Sprung und dann bin ich im feindlichen Graben» – aber den Gedanken hat er nicht mehr zu Ende denken können, drei Meter vor dem Graben ist er zusammengesunken, hat's vielleicht noch gesehen, daß alles vergebens war, daß der Sturm erfolglos war, hat vielleicht noch einen Tag gelebt und ist langsam verhungert, weil ihm zwischen den Gräben keiner helfen konnte.

Ob ich froh bin, fragst Du? Ich kann das mit gutem Gewissen nicht bejahen. Aber ich glaube, daß ich nach drei bis fünf Jahren die Größe dieser Zeit erkennen und mich an ihr freuen werde. Meine Phantasie ist überlastet, beinahe wie die eines Kindes, dem die Amme Schauermärchen erzählt. Das hindert mich natürlich nicht im geringsten, hier meine Pflicht zu tun, sogar mit einer gewissen Freudigkeit. Wenn ich hier, wie gestern abend während eines Angriffs unsererseits, dicht hinter dem Schützengraben im Artillerie- und Infanteriefeuer Leitung flicke, mit zwei anderen allein, ohne Verbindung mit unserer Truppe, ohne zu wissen,

wie das Gefecht stand und ob einen nicht jeden Augenblick die Franzosen abschneiden. Ohne Waffen! Und im Kugelregen auf Bäume klettern, statt sich an der Erde Deckung suchen, da spürt man's doch, daß man jung ist und man lacht sich eins ins Fäustchen, dünkt sich beinahe unverwundbar. Das sind schöne Augenblicke, die hab' ich neuerdings hier recht häufig. Du liest ja in den Zeitungen von unserem Vorgehen hier. Wir sind gerade in der tollsten Ecke, die ersten, die das faule Liegen in der Stellung durchbrochen haben. Aber dann sieht man wieder die langen, langen Verwundetenzüge, sieht die Leichen auf den Schlachtfeldern, sieht, wie der Krieg seelisch und moralisch auf die Menschen wirkt, sieht brennende Dörfer und was alles. Da habt Ihr's zu Hause leichter, froh zu bleiben.

Flandern, im Mai 1915.

[Auf die Nachricht vom Tode eines Kameraden.]

Liebe Mutter! – Damit rechnet doch jeder, der ins Feld zieht, daß er einsam draußen sterben muß. Das ist doch nicht so furchtbar Schlimmes! Das Sterben ist nichts Schlimmes mehr, wenn es erst an einen herantritt. Das macht einem erst das Sterben schwer, wenn man weiß, daß die Angehörigen sich ganz nutzlos mit ihrer eigenen Phantasie quälen und sich die schrecklichsten Situationen ausmalen; von denen die, die ihnen als die schrecklichste erscheint, tatsächlich die schönste, wenn auch die letzte Stunde unseres Lebens sein kann. Was ist denn da Schlimmes dabei, wenn man ganz einsam auf dem Felde liegt und weiß, es

geht zu Ende? Gar nichts Schlimmes. Da kann man so ruhig und friedlich sein, wie man seit seiner Kindheit niemals mehr gewesen ist. Wenn man an das Sterben eines Sohnes denkt, so soll man es ruhig und ohne quälende Bilder tun, wie der Sohn selbst es auch tun wird. Wenn man das nicht tut, so gießt man ihm in die letzte Stunde seines Lebens einen bitteren Tropfen.

Willi Böhne, stud. chem., Freiburg i. B., gef. 24. Oktober 1914 bei Lille.

16. Oktober 1914.

Liebe Eltern und Geschwister!

Augenblicklich liege ich hier im Stroh und habe das in der Feldküche zubereitete, sehr schmackhafte Mittagessen zu mir genommen, dabei rauche ich eine der Zigarren, die soeben als Liebesgaben an uns verteilt worden sind. Doch – –

20. Oktober.

Hier ist eine große Pause, die jedoch nicht so nichtssagend ist, wie diese paar Striche. Was ich schreiben wollte, ist: Doch die Mittagspause ist vorüber und wir müssen wieder an unsere Arbeit. – Arbeit? Ja, wenn Ihr das sähet; wir sind die reinsten Maulwürfe; wir werfen nämlich Schützengräben aus, damit die Herren Engländer hier nicht durchbrechen. So tut man allerlei, wovon man früher keine Ahnung

gehabt hat. Aber man tut es gern. Wir machen es uns auch ganz gemütlich; bauen Unterstände, wo wir des Nachts unser müdes Haupt hinlegen und unterschlüpfen können, uns gegen Schrapnells zu schützen. Wir nehmen ab und zu auch ein Schlückchen Wein; denn Patrouillen von uns haben eine Anzahl Flaschen guten Rotweins mitgebracht! – –

Erlaube mir, den von Ihrem lieben Sohn und Bruder begonnenen Brief zu vollenden, derselbe ist jetzt außerstande, dasselbe zu tun, denn er ist verwundet. Um Sie darauf vorzubereiten, teile ich Ihnen dieses ergebenst mit. Machen Sie sich auf das Schlimmste gefaßt. Die Kugel, die den Helden traf, hat leider zu gut getroffen, denn sie hat ihn getötet. Richten Sie sich aber auf in dem schönen Bewußtsein, daß er den schönsten Tod starb, nämlich den Heldentod fürs Vaterland.

Mit freundlichem Gruß!

Ein Kamerad, der es gut meint.

Martin Drescher, stud. phil., Berlin, gest. 3. November 1914 an den Folgen seiner Verwundung in Cherbourg.

Das war ein Tag, an den ich nur mit Schrecken zurückdenken werde, dieser 21. Oktober. Unsere Artillerie war nicht zur Stelle, und wir mußten gegen feindliche Artillerie, Infanterie und Maschinengewehre

vorgehen, nein, vorspringen und Deckung suchen. Nicht einmal zum Schuß sind wir gekommen, es war ein Spießrutenlaufen. Am Abend haben wir uns dann noch eingraben müssen: die Minuten wurden zu Stunden, ein kleines Häuflein unserer Kompagnie fand sich zusammen: ich war auch zu einer anderen Kompagnie versprengt worden. Nun die Totenstille, ringsum brennende Dörfer, Stöhnen von Leicht- und Schwerverletzten: und dann noch mannstief sich eingraben. Um 2 Uhr nachts half ich noch, unseren schwerverwundeten Zugführer suchen.

So geht's Tag um Tag. Fürchterliche Märsche und tagelanges, untätiges Dahinvegetieren, Hitze und Kälte, zuviel Essen und wieder langes Hungern. Die Rede dreht sich nur noch um solche materiellen Dinge und um die Doktorfrage, ob wir morgen noch leben werden. Ich habe mich, so gut es geht, damit abgefunden. Zuerst natürlich befiel mich ein mächtiges Zittern: der Wille zum Leben ist doch zu groß, aber der Unsterblichkeitsgedanke ist ein erhabener Ersatz. Wenn ich auch nicht an die bekannte persönliche Unsterblichkeitsidee glaube, der Anblick der funkelnden Sterne gestern abend und sonstige Erinnerungen und Beobachtungen aus früherer Zeit, zumal aus Goethe, haben in mir wieder die alte Theorie von der Allseele, in der die Einzelseele aufgeht, belebt. Und so habe ich jetzt schon ruhiger die Granaten über mich hinsausen hören. Ich bin der festen Überzeugung, daß ich, d. h. meine Seele, nicht bloß dies eine Mal gelebt hat, sondern weiter und weiter leben wird; wie, male ich mir nicht

aus, da es zwecklos ist. So bin ich beruhigt und gefeit.

Rudolf Fischer, stud. phil., Heidelberg, gef. am 1. Dezember 1914 bei Vermelles.

Bauvin, den 18. November 1914.

Ich glaube, Ihr stellt Euch unser Leben viel schlimmer vor, als es ist. Für die Kälte gibt es Mäntel, Zelte, Decken, für den harten Boden reichlich Stroh, für den Durst Kaffee und selten etwas Wein. Für den Hunger geröstete Kartoffeln (Leckerbissen, wenn nichts anderes zu erhalten), Schwellkartoffeln, wenn wie meist kein Fett aufzutreiben ist, außerdem das nicht schlechte Feldküchenessen. Wahre Feierstunden bedeutet immer der Postempfang für Herz und Magen, namentlich fürs Herz.

Was man entbehren muß, wird aufgewogen durch manches, was ich vorher nicht geahnt. Nie habe ich solche Andacht bei einem Sternenhimmel empfunden und so mit der ganzen Natur gelebt. Morgen, Abend, Mittag, Nacht bedeuten hier etwas. Heute früh zum Beispiel hatte es gereift, ein kalter, dunstiger, weißer Wintermorgen. Ich ging mit Josef ums Dorf rum zum Bäcker. Die Sonne ging gerade winterrot auf. Leute gingen auch übers Feld, um Brot zu holen. Es war ganz heimatlich, die weißverschleierte Landschaft, Feld- und Baumgruppen und das liebliche Dorf, die frische, kalte Luft.

Seelisch bin ich wieder ziemlich in Ordnung, bin stolz, mitwirken zu dürfen, kämpfen zu dürfen für Eltern, Geschwister, fürs liebe Vaterland, für alles, was mir bisher das Höchste war. Für Dichtung, Kunst, Philosophie, Kultur geht ja der Kampf. Er ist traurig, aber groß. Das ganze Leben hier im Feld durchdringt ein erhabener Ernst. Der Tod ist täglicher Genosse, der alles weiht. Man nimmt ihn nicht mehr feierlich und mit großen Klagen. Man wird einfach, schlicht gegenüber seiner Majestät. Er ist wie manche Menschen, die man liebt, wenn sie auch Ehrfurcht und Schauer einflößen. – Es kommt keiner aus dem Kriege, der nicht ein anderer geworden.
Seid also fröhlich in Freiburg, wie wir im Feld es sind.

Rudolf Moldenhauer, Student der Handelshochschule in München, gef. 13. Dezember 1914 bei Péronne.

Halle bei Péronne, 9. Dezember 1914.

... Wenn uns ein schöner Sonnenuntergang an den Sumpfgewässern der Somme beschert wird, wenn ein schöner, kalter Dezembermorgen den Frühnebel bricht und die Sonne den roten Lehm des Schützengrabens hell strahlen läßt, so sind wir glücklich und freuen uns wie Kinder über die Schönheit. Dann sehen wir auf unsere Untergebenen in ihren feldgrauen Kleidern: sie kommen aus den Unterständen, dehnen sich, säubern sich und reinigen ihre Gewehre. Sie schauen über den Grabenrand, und ihre Augen leuchten, ihre Körper

strotzen vor Gesundheit und Gradheit. Alles ist jung und freut sich der Natur und lebt in einem Ganzen, das gegenwärtig das stärkste ist: ein zum Schönen, Guten und Machtvollen erwachsenes Volk.

Emil Alefeld, stud. rer. techn., München, gef. 20. Dezember 1914 in Flandern.

Straßburg, 8. Oktober 1914.

Beim nächsten Transport gehen viele Bekannte mit. Wir freuen uns schon sehr. Gott wird mich schützen. Ich habe noch nicht genug auf der Welt leisten können – doch kann es auch sein, daß nach dem Krieg ich bei meinem Volke noch viele Enttäuschungen erleben muß und wir den Sieg nur dem zu danken haben, daß unsere Feinde noch viel schlechter sind. Mit dieser Betrachtung tröste ich mich, wenn mir wirklich Gottes Ratschluß was Ernstliches vorbehalten hätte. Doch wir – ich fasse das Wort im engsten Sinne der wenigen idealen Menschen – sind Deutsche; wir kämpfen für unser Volk und vergießen unser Blut und hoffen, daß die Überlebenden unserer Opfer würdig sind. Es ist für mich der Kampf um eine Idee, die Fata Morgana eines reinen, treuen, ehrlichen Deutschlands, ohne Schlechtigkeit und Trug. Und gehen wir zugrunde mit dieser Hoffnung im Herzen, ist es vielleicht besser als den Sieg errungen zu haben und zu sehen, daß es nur ein äußerer Sieg war, ohne die Menschen innerlich zu bessern.

Straßburg, 30. November 1914.

Wann ich nun wegkomme, das weiß ich nicht, es können 5 Tage, vielleicht auch 14 Tage sein. – Und wenn ich bestimmt wüßte, ich käme nicht wieder, ich ginge doch hinaus. Nicht mit der Begeisterung, die ich bei Mülhausen hatte, wo ich glaubte, unser Volk sei durch den Krieg plötzlich veredelt, meine Begeisterung ist eine andere; ich will kämpfen und vielleicht auch sterben für den Glauben an ein schönes, großes, erhabenes Deutschland, in dem Schlechtigkeit und Eigennutz verbannt, wo Treue und Ehre wieder in die alten Rechte eingesetzt sind. Davon sind wir noch weit, weit entfernt. Wir sind noch zu schwache, eigennützige Menschen, keine wirklichen «Männer». Ja, ich bin doch ernster geworden, weil ich sehe, daß so viele meiner Mitmenschen es nicht geworden sind.

Kurt Schlenner, stud. iur. et rer. pol., Berlin, gef. 26. Dezember 1914 vor Ypern.

Berg-op-Zoom, den 9. Dezember 1914.

... Daß die Empfindungen im Kriege recht oft schmerzlicher Natur sind, ist klar, und ich habe vielleicht zu oft davon geschrieben. Daß daneben viel Herrliches und Wundervolles steht, ist ebenso sicher. Das Schönste von allem ist vielleicht die Kameradschaft im Felde, deren immer erneute Beweise einem das Herz erheben. Da ist einmal die allgemeine Kameradschaft, die durch das ganze deutsche Heer geht, und die es

bewirkt, daß jeder jeden «Du» nennt. Neulich in Amersvelde stand ich abends im wunderschönen hellen Mondschein Wache, vor unserm Quartier auf der Landstraße, und vertrieb mir die Zeit mit Rauchen und Singen. Immerzu kamen Kolonnen vorbeigezogen, bald Artillerie, bald Train. «'n Abend, Kamerad!» riefen mir dann die vorüberziehenden Leute zu. Einmal öffnete sich auch gegenüber die Tür, und ein Pionier oder sonstwas rief mir zu: «He, Posten!» und schon hatte er mir ein Glas Bier in die Hand gedrückt. Alles einfache Dinge, aber Beweise von herzerquickender Kameradschaftlichkeit. Das erleichtert einem so vieles. Ich glaube, das allein gibt uns schon eine große Überlegenheit über die uns gegenüberstehenden, zusammengewürfelten Feindesscharen – da sieht doch sicher erst jeder zu, ob der Kamerad, der da vor ihm auftaucht, auch von seinem Stamme ist. Einem Neger kann man doch nicht als Kameraden achten.

Wichtiger noch als dieses allgemeine, unpersönliche Verhältnis ist natürlich die persönliche Kameradschaft von Mann zu Mann, unter denen, die fortwährend aufeinander angewiesen sind. An keinem andern Maßstab vielleicht ist man so geneigt, die Menschen in gute und schlechte zu teilen, wie an dem der Kameradschaft. Wer beim Nachtmarsch ohne Weg nur auf sich bedacht ist, nur seinem Vordermann nachstürzt und nicht darauf achtet, ob sein Hintermann auch nachkommen kann, na, den nennen wir einen schlechten Kameraden. Wer trotz der eigenen Mühe noch Zeit findet, seinem Vordermann aus den Lehmkuhlen herauszuhelfen und

den Hintermann auf die Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, das ist eben ein guter. Eine feine Unterscheidung kann man auch machen, wenn einer reichliche Postsendungen verteilt: der eine gibt nur, was er nicht brauchen kann und nur das Schlechteste, weil er sich an Besserem delektieren kann, der andere gibt gleichmäßig von allem, ißt lieber selber die Kanten vom Kuchen und verschenkt die Mitte. Das Schöne ist nun, daß die Sorte «schlecht» in Satzkorn, dem Truppenübungsplatz, noch recht häufig war, jetzt aber fast ausgestorben ist; denn der Krieg zwingt uns ja, uns aneinanderzuschließen, jeder weiß ja, wie sehr er vom andern abhängig ist. Am Maßstabe der Kameradschaftlichkeit aber kann man jedem bis auf den Grund der Seele sehen, und es erweist sich da, was an dem Zivilmenschen, den man sonst kannte, Aufputz war. Andererseits erkennt man den wunderhellen Kern in der unscheinbaren Außenseite manches andern. Das schönste Beispiel hierfür ist mir mein lieber Kamerad G., ein Zweijähriger. Der Mann sieht wirklich furchtbar dämlich aus, und sein Benehmen ist unbeholfen und anspruchslos, und doch verdanke ich seiner kameradschaftlichen Hilfe unendlich viel. Und in langen Gesprächen im Schützengraben und Quartier, die mir mit die schönsten Stunden des Krieges verschafft haben, habe ich ihm auf den Grund der Seele schauen dürfen und habe gesehen, was für ein Ringen und Streben in dem Mann ist, und wie er den weitaus meisten von denen, die sich gebildet nennen, himmelhoch überlegen ist.

Karl Aldag, stud. phil., Marburg, gef. 15. Januar 1915 bei Fromelles.

Flandern, 11. November 1914.

Am 14. kamen wir zum Regiment und wurden auf die Kompagnien verteilt. Nachts marschierten wir in ein Dorf, das von einem bayrischen Regiment erobert war. Wir lösten die Bayern ab; es war eine sehr weit vorgeschobene Stellung und nicht befestigt, sehr gefährlich, wie sich bald herausstellte. Wir lagen in den verlassenen Häusern, auf Stroh, sehr dicht zusammen. Am ersten Tag gegen Mittag ging es los, Granaten und Infanteriesalven regneten in das Dorf; wir gingen in den Keller; als aber alles näher kam, mußten wir hinaus zur Verteidigung. Wir hatten keine Schützengräben oder sonst gedeckte Stellungen und waren dem Granatfeuer sehr ausgesetzt, den ganzen Nachmittag; das waren schwere Stunden voll Entsetzen und Schrecken. Abends ging dann die Schießerei nochmals los (bis 1/2 10). Der Kontrast mit dem friedlich sich niedersenkenden Abend war erschreckend und traurig; die Sterne standen so ruhig und voll tiefen Leuchtens über dem Gefecht, das war doch schön.

Den 19. Oktober machten sie den Angriff. Von drei Seiten Artilleriefeuer. Die Infanterie kam so nahe an uns heran, daß wir die Kommandos verstehen konnten. Da fiel auf einmal Artillerie von uns ein, und sofort stockte alles; dann begann ein fröhliches Schießen, sie hatten starke Verluste, und bald war alles

still. Wenn sie Courage gehabt hätten, wären wir an dem Tage verloren gewesen. Wir standen wie in einem Hufeisen, hatten aber trotzdem nur wenig Verluste. Die Stimmungen dieses Nachmittags kann ich nicht beschreiben, Angst vor dem Tode habe ich keinen Augenblick empfunden; man gibt sich dem Verhängnis frei hin, wen es treffen soll, den trifft es doch. – Darauf machten die Franzosen keinen Angriff wieder, wohl aber beschossen sie uns oft und stark, besonders die englischen Schiffsgeschütze, die ein grausiges Getöse machten. Wir schafften eine immer sicherere und befestigtere Stellung. Interessant war auch ein Vorposten von 24 Mann, der bei Tage nicht abgelöst werden konnte, weil man durch das Schußfeld der Franzosen hätte gehen müssen; man mußte also 24 Stunden stehen, natürlich nachts abziehen, es war 150 Meter vom Feind entfernt oder noch näher. Dicht vor uns schoß feindliche Artillerie ab, links hinter uns lag feindliche Infanterie. Als ich oben war, war am Tag Gefecht, wir konnten des Abends nicht abgelöst werden, lagen 48 Stunden und die Nacht darauf auch noch, also zusammen 60 Stunden, d. h. 3 Nächte, zum Teil im Regen und in dauernder Wachsamkeit. Solche Posten und Anforderungen machen mir Freude; ich bin stolz, ihnen gewachsen zu sein.
Unser Zweck hier ist, die Stellung zu halten, Durchbruch zu verhindern und zu warten, bis der rechte Flügel (Calais!) mit uns in einer Linie steht. Dann geht es vorwärts. Auf dem rechten Flügel scheint es ja siegreich vorzugehen, immer gerade in diesen Tagen

häufen sich Nachrichten, Dixmuiden sei gefallen, Amerika habe England den Krieg erklärt, 1000 Franzosen seien heute übergelaufen, viele gefangengenommen usw. Der Kanonendonner aus der Ferne hört nie auf. Ich freue mich, wenn es auch bei uns losgeht, wir auf Paris losrücken. –

Heute, am 13. November, um 10 Uhr, war Feldgottesdienst. In einer Dorfkirche, die schon als Krankenlazarett gedient hatte, und in der Stroh lag, die mit Gewächshauspflanzen und Blumen ausgeschmückt war, verlas ein evangelischer Divisionspfarrer eine Bibelstelle, wir sangen ein Lied («Mir nach, ihr Christen»). Dann folgte eine Predigt, dann wieder der Choral «Nun danket alle Gott». Es war eine ergreifende Feier, voll Heimatgedanken, voll nach innen gekehrter, männlich tiefer, schmerzlicher Andacht, gläubigen Hoffens, frommen Dankes. Die Leute erzählen sich untereinander viel davon, wieviel frommer unser Volk geworden sei durch diesen Krieg; es ist rührend, die Leute so von selbst zu unsereinem vertrauensvoll davon reden zu hören; Spötter wagen nicht mehr laut zu werden, oder gibt es gar keine mehr. –

Ich danke der lieben Mutter für den kleinen Gottesgruß aus dem Psalter, der mir innig wohlgetan hat. Und so lebt denn wohl, Ihr Lieben, mit denen ich immer zusammenlebe in dieser großen, starken, andächtigen Zeit, an die zu denken mich stärkt und frömmer macht.

Bei Fournes, Weihnachten 1914.

Weihnachten im Felde! Wir löſten gerade den 24. abends ab, ſo um 10 Uhr. Die Engländer ſangen auch Weihnachtslieder, zum Beiſpiel ein herrliches Quartett. Auch bei uns klangen die ſchönen, alten Lieder, nur hier und da ein Schuß dazwiſchen. Die Poſtenſtände im Graben ſchmückte man ſich mit Tannenzweigen und Flittergold aus der Heimat, auch die Erdbuden. Dann um 10 Uhr kam eine andere Kompagnie, wir marſchierten ins Quartier, $1^1/_2$ Stunden lang. Es war die ſchönſte, klarſte Nacht ſeit langer Zeit, ſo ſtill und herrlich rein, wie Weihnachten ſein muß. Es wurde Froſt und damit ein Ende des Schlammes und Dreckes. Ich dachte ſehr an zu Hauſe und bedauerte, daß Ihr keinen Weihnachtsbaum gemacht habt, denn ſo konnte ich mir Euch gar nicht vorſtellen.

Schön war es, wie die Leute zuſammenſtanden, die Namen aufgerufen wurden und die Pakete dann über die Köpfe weg hingereicht wurden – alle waren Weihnachtskinder, die vor ihren Paketen knieten und kramten, bei Kerzenlicht, an den Krippen im Kuhſtall, wie in der erſten Weihnacht. Abends war dann die richtige Weihnachtsfeier. Zwei große Bäume brannten auf großen Tiſchen. Alles was man ſich wünſchen mochte, war überreich da: Wollſachen, Tabak, Spekulatius, Schokolade, Würſte – alles Liebesgaben. Was hat Deutſchland für uns getan! Dann kam der Regimentskommandeur und der Diviſionspfarrer, die heilige Weihnachtsgeſchichte wurde verleſen und liebe alte Lieder geſungen.

3. Januar 1915.
Ich habe mir eine Pfeife angesteckt und mich an den Tisch in unserm Kuhstall gesetzt, um nach Hause zu schreiben, wo sie sicher wieder auf Lebenszeichen warten. Die Pfeife schmeckt, und auch sonst geht es dem alten Krieger gut. Ganz eigenartig war Silvester hier. Es kam ein englischer Offizier mit weißer Fahne herüber und bat um Waffenruhe von 11 bis 3 Uhr zur Beerdigung der Toten (kurz vor Weihnachten waren hier heftige feindliche Angriffe gewesen, wobei die Engländer viele Tote und Gefangene verloren hatten). Sie wurde gewährt. Es ist schön, daß man nicht mehr die Leichen vor sich liegen sieht. Die Waffenruhe aber wurde ausgedehnt. Die Engländer kamen aus ihrem Graben heraus in die Mitte, tauschten Zigaretten und Fleischkonserven, auch Photographien aus mit den Unsern, sagten, sie wollten nicht mehr schießen. So herrscht vollständige Ruhe, die einem seltsam vorkommt. Wir und sie gehen und stehen auf der Deckung, über dem Graben. –
Es konnte nicht so weitergehen, und so schickten wir hinüber, sie möchten in den Graben gehen, wir würden schießen. Da antwortete der Offizier, es täte ihnen leid, ihre Leute gehorchten nicht. Sie hatten keine Lust mehr. Die Soldaten sagen, sie könnten nicht mehr im nassen Graben liegen, Frankreich wäre kaputt. Sie sind auch wirklich viel schmutziger als wir, haben mehr Wasser im Graben als wir und viel Kranke. Es sind ja Söldner, sie streiken einfach. Wir schossen natürlich nicht, denn auch unser Laufgraben (der vom Dorf in die

Feuerlinie führt) ist stets voll Wasser, und es ist gut, daß wir über die Deckung gehen konnten ohne Lebensgefahr. Ob das ganze englische Heer streikt und den Herren in London einen Strich durch die Rechnung macht? Unsere Leutnants gingen hinüber und schrieben sich in ein Album der englischen Offiziere ein. Eines Tages kam ein englischer Offizier und bestellte, ihre Oberleitung hätte die Beschießung unserer Gräben befohlen, wir möchten Deckung nehmen, und dann schoß die (französische!) Artillerie, allerdings sehr heftig, aber ohne uns Verluste beizubringen.

Silvester riefen wir uns die Zeit zu und verabredeten, um 12 Uhr Salven zu schießen. Der Abend war kalt. Wir sangen Lieder, sie klatschten Beifall (wir liegen 60–70 Meter gegenüber), wir spielten Mundharmonika, dazu sangen sie, und wir klatschten. Dann fragte man, ob sie nicht auch Musikinstrumente da hätten, und dann kriegten sie einen Dudelsack vor (es ist die schottische Garde mit den kurzen Röcken und nackten Beinen), sie spielten ihre schönen elegischen schottischen Lieder darauf, sangen auch. Um 12 Uhr dann knatterten Salven von beiden Seiten in die Luft! Dazu ein paar Schüsse unserer Artillerie, ich weiß nicht, wohin die schossen, die sonst so gefährlichen Leuchtkugeln prasselten auf wie ein Feuerwerk, mit Fackeln wurde geschwenkt und Hurra geschrien. Wir hatten uns einen Grog gebraut und tranken den mit einem Hoch auf Kaiser Wilhelm und auf das neue Jahr. Es war rechter Silvester, wie im Frieden.

Zwischen Lille und La Bassée, 10. Januar 1915.
Schlamm und Wasser füllen den Schützengraben, Wasser von unten und Regen von oben. Tag und Nacht wird geschanzt, Erde geschaufelt, Wasser geschöpft und gepumpt. Und dabei die Fruchtlosigkeit, daß alles vergeblich ist! Das Wasser bleibt. Und immer weiter fällt Regen in schweren Schauern. Dabei eine das ganze Gemüt bedrückende Nachtdunkelheit, weil jedes Licht verraten würde! Unglaublich düster diese Stimmung, wenn in dem Regen die Dämmerung undurchdringlich einfällt!
Eine Geduld und Ausdauer fühle ich in mir, wie ich sie nie kannte und für möglich hielt. Und herrlich ist es, wie gut sich die Leute dareinfinden, wie keinen die Mudigkeit und Verzweiflung überwindet, wennauch der Unterstand eingefallen ist und Nächte hindurch an einem neuen gearbeitet werden muß. Freudig ist es, zu sehen, wie religiös die Grundstimmung ist, wie – wenn man die Religion als Mittelglied ansieht – die Scheu und Ehrfurcht vor Stillem zu fühlen ist. Frivolitäten kommen kaum mehr vor. Alles wird neu erlebt. Köstlich die tragisch-späte, ungeschickte Reife und Stille! Bei alten Volksliedern weinen Leute, denen man ganz anderes zutraute, die einen wohl gar an das erinnerten, was man früher Proleten nannte. Vaterlandslieder, Soldatenlieder und Choräle fließen mit ganz neuer, ungehemmter Unmittelbarkeit hervor. Fast immer auf Nachtposten hört man Choräle singen. Da war ein Kerl, mit dem ich gestern morgen noch im Graben Posten stand, der sang einen Choral

und dann eines von diesen alten, langsamen, immer etwas traurig klingenden Soldatenliedern, ein trotz aller Strapatzen fröhlicher Bauernkerl – und einige Stunden später lag er tot, mit dem Gesicht im Dreck. Das Glück in diesem reichen, unmittelbaren Erleben unseres Volkes ist mir sehr wertvoll, zumal es sicher eine Neugestaltung ist.

Karl Josenhans, stud. theol., Tübingen, gef. 29. Januar 1915 in den Argonnen.

12. Januar 1915.

Am 31. Dezember hatte unsere Kompagnie das Aufräumungskommando. Eine Unmenge Sachen wurden zusammengetragen. Außerdem hieß es, die Toten begraben. Die Franzosen haben in ihren Gräben 30 Zentimeter Wasser gehabt. Hier die Toten herausziehen, die Erkennungsmarke abnehmen: es graust einem vor gar nichts mehr. – Die Franzosen haben fast durchweg Medaillons umgehängt, vorzugsweise mit der Inschrift: «la vierge immaculée.» Photographien fanden wir auch und Notizbücher mit Couplets darin. Ich könnte beinahe garantieren, daß man bei keinem unserer Soldaten derartiges finden würde. Ein Allgemeinurteil will ich damit nicht fällen über die Franzosen, denn in ihren Briefen heißt es immer wieder: «Dieu te protègera.» Aber das habe ich noch nie gelesen, was ich bei manchem deutschen Toten gelesen habe: «Wenn es Gottes Wille ist.»

...Unser Kompagnieführer ist der einzige Offizier,

der drei Auszeichnungen hat. An Zähigkeit und Ausdauer nimmt er es mit jedem Engländer auf, das bin ich sicher, denn trotz vieler körperlicher Beschwerden ist er immer der erste auf dem Platz und hat seit dem 4. September noch keinen Tag gefehlt. Im übrigen ist er mir ein großes Problem. Das Wort: «Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht» wird mir an ihm so deutlich illustriert wie noch nie. Er ist der Ansicht, daß das Christentum für die Schwachen ist, die sich ohne dieses nicht zur Verachtung der Todesfurcht, zur treuen Pflichterfüllung aufschwingen können. Und beides besitzt er in hohem Maße. Dabei ein Mann von tiefem Gemüt, dem jeder Verlust in der Kompagnie sehr zu Herzen geht. Nicht das geringste von Menschenfurcht an ihm; was er für recht hält, wird gemacht, und wenn alle anderer Meinung sind. Ich kenne Nietzsche ja nicht genau, aber meiner Ansicht nach muß er so etwa gewesen sein. Eines Urteils enthalte ich mich, aber gerade neben ihm wird es mir deutlich, daß ich zu den Schwachen gehöre, und wenn es mir gegenwärtig bei dem Kriegshandwerk viel leichter und froher zumut ist als früher, so kommt das nur daher, daß mir die Gewißheit geschenkt worden ist, daß weder Tod noch etwas anderes uns scheiden kann von der Liebe Gottes.

Letzthin habe ich gelesen, im Kriege werde man vor die Entscheidung gestellt: entweder vollständige Apathie oder lebendiger Glaube. Das möchte ich unterschreiben, aber mein Kompagnieführer ist doch eine Ausnahme.

Wilhelm Wolter, stud. phil., München, gef. 16. April 1915 bei Vouziers.

April 1915.

An den Ufern der Oise
Lieg' ich träumerisch im Grase,
meines Rappens schlanke Nase
schmiegt sich weich in meine Hand;
Wogenschäume, Wolkensäume,
tragen meine Sehnsuchtsträume
fort in ferne liebe Räume:
Heimat du, am Ostseestrand!
Herz, nicht trauern viel und sinnen,
schnell ist Rast und Ruh' von hinnen;
lausch' der Friedensharfe innen,
die in ew'ger Schönheit schwingt, –
nur nicht klagen viel, nicht zagen,
wird wohl bald ihr Spiel zerschlagen,
eh' ich seine Pracht konnt' sagen,
wenn mir auch das Herz zerspringt...
Schönheit, die so ewig klingt,
darf wohl selbst kein Tod zerschlagen,
Marter nicht und Grab zernagen,
will ich zu den Sternen tragen,
wo ihr Urquell ewig klingt,
und in neuen Schöpfungstagen
auch mein Wollen sich vollbringt.

Ludwig Finke, stud. jur., Freiburg i. B., gef. 9. Mai 1915 vor Nieuport.

Roulers, 26. Dezember 1914.

Mit dem Heiligen Abend gingen zwei furchtbare Tage zu Ende. Achtundvierzig Stunden hatten wir da des Schrecklichen hinter uns. Ich habe manche Minute, die Hände um das Gewehr gefaltet, ein Gebet zu den Sternen hinaufgeschickt. Daß wir heimkommen würden, glaubte keiner mehr. Aber gefürchtet habe ich mich nicht. Ich dachte nur: Gott lenke, wie es gut ist! Und dann das Gefühl: Könnte man nur selber etwas tun!

Ich wurde am 23. zum Essenholen kommandiert. Wie ich wiederkam, hatte ein Volltreffer meine Deckung zerschlagen. Mein Sitzkamerad Henn, bis an die Hüfte im Regenwasser, war tot; der Schädel durch, und ein Splitter im Rücken. Er saß noch wie eine Viertelstunde vorher, als ich ihn verließ, das Gewehr im Arm. Mein lieber Nachbar, Freund F....., hatte zwei schwere Verletzungen. Im ganzen an Toten 8 und Verwundeten 37 Mann (von 85) verloren!

Den ganzen 24. lagen wir in der Deckung. Der Feldwebelzugführer lag neben mir. Wir rauchten andauernd und zählten die Schüsse. Der Feldwebel war in Südwest, hat seit dem 8. August alles mitgefochten, ist beim Todessturm auf Dixmuiden dabeigewesen und im Granathagel an der Yser. Aber das achtundvierzigstündige, mit kurzer Nachtruhe unausgesetzte Granatfeuer in den Schützengräben mit Volltreffern sei bis

jetzt nicht dagewesen. Als ich die Meldung vom Tode unseres Kompagniechefs über die Strecke, auf der alles tot und verwundet war, weiterbeförderte, erhielt ich einen leichten Splitter auf den Helm. Mein Gewehr ist zertrümmert. Ich holte das Gewehr eines toten Kameraden.

Dann kam die sternklare, heilige Nacht. Das Schreien der Verwundeten, das Pfeifen der Gewehrkugeln, das Platzen der Granaten – eine furchtbare Weihnachtsmusik. Endlich, um 2 Uhr, kam die Ablösung. Die Leute waren noch nicht vorn gewesen und regten sich über das furchtbare Gewehrfeuer auf, so daß alles in Unordnung kam. Gott sei Dank, daß die Schurken da nicht gestürmt haben. Wir trabten über die gefrorene Wiese. In dem zerschossenen Dorf traf ich meinen stellvertretenden Kompagniechef, den der Tod seines Vorgängers ganz aus dem Häuschen gebracht. Wir sammelten ein paar Mann und ich führte sie als einziger Wegkundiger aus dem Gefechtsfeld.

Mit welchem Wonnegefühl ich am Weihnachtsmorgen nach stark siebenstündigem Marsch in die diamantglitzernde Winterlandschaft mit der goldroten Sonne schaute, beschreibe ich nicht. Das Leben ist doch herrlich schön. Und Weihnachtserinnerungen! Ich habe Feierstunden gehabt seit dem entsetzlichen Christabend! Wir feiern konzentriet. O du fröhliche, o du selige! und es schneit draußen! Jetzt wird Grog geholt und auf Dein Wohl getrunken – und morgen geht's wieder vor. Leb' wohl, ich danke Dir für alles.

Wilskerke bei Middelkerke, 22. Februar 1915.

Lieber Kamerad! Ich sitz' am Hochaltar einer schönen, großen Dorfkirche. Auf dem Chorstuhl liegen die Reste meines Abendessens. Als Schreibpult dient der Altar, zu dessen Füßen ich in meiner Decke auf Stroh liege und traumlos schlafe, wie wir wegmüden Soldaten schlafen – so lang wir können. Die Kompagnie liegt in der Kirche F..., die Bilder und Schnitzfiguren, sie schauen so seltsam traurig auf einen herunter!... Ich dulde in meiner Ecke hier oben keinen rohen Soldatenscherz – müssen wir die Kirche benutzen, so kann das anständig geschehen! Ich habe all die herumliegenden wertvollen Sachen, die man mich von Jugend auf als heilige hat verehren gelehrt, in stiller Feierabendstunde gefaltet und geordnet, verwahrt und dem Bataillonschef ans Herz gelegt. Wir wollen keine Vandalen sein...

Das Sonnenlicht fällt in warmen, samtartigen Farbtönen durch die gemalten Fenster. Der Soldat kann sich nicht satt daran sehen. Das Dorf ist klein, im Bereich der schweren feindlichen Artillerie, weshalb abends kein Licht brennen darf. Die Hälfte aller Bewohner sitzt als signalverdächtig alle Abend von 6 Uhr ab im Wachtlokal interniert. Auf der Wiese hinter der Kirche liegt ein blindgegangenes Geschoß, eingezäunt wie ein bissiger Hund. Ein Ungetüm von faszinierender Unheimlichkeit. Man muß immer wieder hinsehen! So ein Kloben! Sonst ist's so friedlich hier! Im Garten des zerschossenen Pfarrhauses blühen Schneeglöckchen. Ich lege Dir welche in den Brief. Vögel singen,

der Pflug geht durch die Wiese, Hühner sind in den Ställen. Die Küche steht zwischen den Kreuzen des Friedhofes, die Musketiere liegen auf den Rasenhügeln und singen ihre Lieder – eine eigene Mischung von Lebenslust und Todesahnen!...

Kamerad, ich freue mich in letzter Zeit so unbändig aufs Heimkommen. Ob ich's wohl erleb' und heil erleb'? Lange dauern wird's ja wohl – aber einmal! Wenn nur bis dahin nicht allzuviel anders geworden ist daheim und die Kameraden alle noch die alten sind! Sonst komm i gewiß nimmer!

In der Kirche wird's dämmerig. Und ich bin immer müde, so müde! Wer schläft, hat kein Heimweh. Gelt? Betet weiter, daß alles gut bleibe!

Ostende, 19. März 1915.

Durch die einfach vornehmen Säulentorgänge des großen Palasthotels am Strande fegt der eisscharfe Seewind wirbelnd weiße Massen von Schneeflocken. Über der Rennbahn braust's und quirlt's, grau in grau, durch die Säulen pfeift's und klingt's – ein Wintersturm geht über die große Dünenstadt, kurz und herb, nicht lang andauernd, schwermütig, wie die Flocken bei uns in den Bergen fallen. Und, wie wir vom Bade heraus wieder in den großen Säulengang treten, lacht die Sonne wieder über den weißen Dächlein der Badekarren, die da auf der Rennbahnwiese aufgefahren stehen – eine ganze tote Stadt von weißen Dächlein, die dem lustigen, sorglosen Leben von ehedem wieder entgegenharren. Da ist auch ein solcher

herber, scharfer Wintersturm drüber hinweggegangen. In den Anlagen vor der Hauptpost blühen die Gänseblümchen, sprießen leise frühlingsahnende Grünblättchen an den Gesträuchen, webt die Sonne um bemoostes Gezweig leichtschimmernde Strahlenbüschel, singen die Vöglein über unseren Häuptern. Ein duftendes Frühlingsweben in der lauen Luft. Und auf dem Teich ziehen die Schwäne ihre ruhige Bahn, recken den weißen Hals und schauen den Kindern zu, die am Ufer spielen unter der Aufsicht eines freundlich blickenden Mütterleins von sechzig Jahren. Die Sonne scheint warm auf den Platz, und die Alte lauscht dem hellen Kinderlachen und schaut den Schwänen zu. Würde man nicht die Zeit vergessen und all das Winterleid? Aber schon hallt von fernher der Donner der Geschütze in den stillen Park, und weiße Wölkchen am blauen Lenzhimmel beweisen, daß sie wieder hinter einem Flieger her sind. – Schrapnell um Schrapnell zieht seine Bahn mit dem scharfen, bösartigen Zischen...

Wir wandern heim. Die Hotelbauten am Strande sind meist geschlossen. Das Badeleben ist tot. Und doch ist Ostende nicht die Totenstadt wie seine reiche Rivalin, Westende-Bains; zwar sind es meist Soldaten, feldgraue Fronttruppen, «blauer Landsturm», Matrosen in ihrer kleidsamen Uniform, die die Straßen dicht beleben, die die Läden beschauen, auf den Boulevards flanieren, die Restaurants und Cafés füllen, die allem rasch ein kleines Mäntelchen anheimelnd lockenden Deutschtums überwerfen. Aber schau, dort auf dem

Platze, wo die Regimentsmusik spielt, da promeniert durch die Kursaalanlagen auch die elegante Dame von Welt, mit dem seltsam herrischen, stolz-kühlen Blick, die Großmutter mit der niedlich kleinen Enkelin – oh, was die für hübsche blonde Ringellöckchen hat! – und manche von den Modepuppengestalten, die mit ihren Stöckelschühchen, durchbrochenen (fast kaum wahrnehmbaren) Strümpfen, dem kecken Hut und den kostbaren Pelz aus irgendeiner Modeschau zu kommen scheint. Ihr Zierhündchen muß sie wegen der deutschen «Barbarenvorschriften» an der Leine führen. Daher ihr feindseliger Blick, mit dem sie den derben Infanteristen mustert, der ihr so aufmunternd mit der Zunge zuschnalzt, wie wenn er daheim auf dem Tanzboden wäre...

Reservestellung Westende-Dorf, 21. April 1915.

Viel Spaß machen mir meine Ausflüge in die Dünen; bewaffnet mit einem Spazierstock, schiebe ich los, immer hübsch freiweg, bis ich an der Düne bin, denn auf der Wiese gibt's Schrapnelle. Erst geht's durch die alten Stellungen; zerschossene Gewehre, leere belgische Tornister hinter jeder Erdwelle, aus der die Kerle vor unseren Seebataillonen ausgerissen sind. Hie und da ein einsames Grab im Heidekraut und Dünengestrüpp mit dem Seebataillonhelm verziert oder mit der verschossenen Matrosenmütze auf dem verwitterten Holzkreuz. Ab und zu ein Bauernhaus inmitten des fruchtbaren Äckerchens, das Haus zerschossen, ausgeräumt, Kleiderfetzen, Tellerscherben,

Unrat in den Stuben und die Keller noch voll Kartoffeln. Die Schränke aufgerissen, Bildchen, Photographien treibt der Wind umher, ein altes flämisches Gebetbuch mit Riesendruck ist alles, was noch heil ist. Den Küchenherd hat eine Granate direkt auf den Kopf gestellt, die Pumpe ist verbeult und der Wind schmeißt die Ziegelscherben vom Dach in die Stube hinein...

Dann kommen wir zu dem großen, einsamen Haus am Steinweg in der Düne. Das ist die «Villa Socclaire». Mächtig muß das Ringen an diesem Platze gewesen sein, von der französischen wie deutschen Seite. Granatlöcher und Eisenspuren, Gewehre, Blindgänger und Zünder, Helme und Käppis, Tornister und Lederzeug. Aber auch Gräber, viele Gräber; die Mariner schmücken sie nach ihrem Geschmack mit Attrappen von Ausbläsern und Blindgängern, Blumen und Glasstücken, Arabesken von Schrapnellkugeln dazwischen oder Tuchstücke und Zierat. «Villa Scolaire» steht überm Torweg an der Straße von Westende-Bains, und die Reste von Glastafeln zeigen noch die Namen von Stiftern und Gönnern, die sich um das Entstehen verdient gemacht haben. Ich halte es für eine Schulgründung, etwa eine Ferienkolonie, oder eine Art Schule, wie sie die Klöster haben. Eine Turnhalle findet sich noch, in der ein zerschossenes Plakat Titlis, Engelberg und Stanserhorn darstellt. Daneben ein großer, heller Raum, eine Menge mittelgroßer Drahtbetten kunterbunt im Schutt durcheinander – ich halte es für einen Kinderschlafsaal. Von der französischen Seite sind ein paar mächtige Breschen in die

Mauer geschossen, Rhabarber wächst in den Trümmern...

Von «Villa Scolaire» wandern wir in die Dünen... Der feine Sand weht über die Hügel, deren schöne Linien sich wie Alpenschneeberge am blauen Himmel zeichnen. Zuweilen ein Busch Dünenkätzchen mit gelben Blüten – sonst nur der feine, weiße, weiche Sand. Es ist wie eine Wanderung durch die Mulden eines der großen Berner Gletscher, auf und ab, der Sand singt im Wehen und das Meer rauscht...

Nahebei wandert man über die Sandhalde zur Küste hinab. Da rollen die Schaumkrönchen auf der stahlblauen Flut zu unseren Füßen her, weit spannt sich der wolkenlose Frühjahrshimmel über dem weiten Wasser. Es rauscht und plätschert, der wandernde Sand singt und sirrt, die Sonne liegt in Mittagsglut über der Düne, wo es so schön still und einsam ist. Und der Sturmvogel schießt über die weißen, leise welligen Kuppen herauf und stößt dann hinaus in die ferne See. Wer da mit könnte!

Ulrich Timm, stud. theol., Rostock, gef. 20. Juni 1915 bei Zurawno in Galizien.

Flandern, Ende Oktober 1914.

Die Gewehrkugel kam rechts von vorn, ging erst durchs rechte, dann durchs linke Bein und schließlich noch durch meine Rocktasche, angefüllt mit fünfzig Feldpostkarten, meinem Neuen Testament, Eurem letzten Brief, meinem Soldbuch und sonst allerlei kleinen

Büchern. Durch all diese Sachen ging die Kugel noch durch; sie muß eine ziemliche Wucht gehabt haben. Die Wunden schmerzten nur in den ersten Stunden nach der Verwundung ziemlich stark; nachher und jetzt äußerst wenig. Am 23. Oktober hatten wir den ganzen Tag zur Deckung der Artillerie gelegen bei dem Dorfe Merkem unweit Dixmuiden. Abends gegen 7 Uhr kam von der vor uns liegenden Infanterie Bitte um Verstärkung, da sie einen Sturm auf die feindlichen Stellungen unternehmen wollte. Wir schnell in Schützenlinie ausgeschwärmt, Bajonett aufgepflanzt, Laufschritt marsch, marsch, zum Sturm hurra, hurra! – Das war ein völlig verfehltes Unternehmen, denn erstens lagen noch unsere eigenen Truppen vor uns, die andauernd nicht nur von vorn, sondern auch von hinten von ihren eigenen Kameraden Feuer erhielten. Nicht wenige fielen in diesen Tagen von deutschen Kugeln. Zweitens waren wir noch zwei bis drei Kilometer von der feindlichen Stellung entfernt, als wir zu stürmen anfingen, so daß wir nachher müde waren, als es eigentlich losging. Nachdem wir durch Dickicht und weite Rübenfelder dahingestürmt waren, einen breiten, tiefen Graben nicht ohne Lebensgefahr durchquert hatten – dazu sausten die Kugeln um die Ohren – galt es, eine weite freie Anhöhe zu nehmen. Ich war bereit, den ersten besten Englishman mein Bajonett in den Leib zu rennen, als ich plötzlich, von einer furchtbaren Wucht erfaßt, auf den Erdboden geschleudert wurde. Einen Augenblick meiner Sinne nicht mehr mächtig, komme ich doch nach wenigen Sekun-

den wieder zum Bewußtsein. Nanu, was ist denn passiert? Aha, du hast eine abgekriegt, und zwar kommt's aus den Hosen. Gleich mal auf, ob du noch stehen kannst. Vorzüglich, es geht, es kann nicht so schlimm geworden sein. Aber schnell wieder runter, sonst kriegste noch eine ab. So; was nun? Aha, zehn Meter vor mir eine Strohmiete! Da mal erst hineinkriechen. Nicht so ganz einfach. Dort finden sich noch eine ganze Anzahl ein, verwundete und noch heile Jäger. «He, Kamerad, bind' mir mal einen Lappen um meine Beine. So, danke schön.» Nun aber erst ein bißchen stöhnen, die Sache tut doch bannig weh. – «He, Schliemann, auch verwundet?» «Ja, kann nicht sehen auf einem Auge, will zum Verbandplatz.» «Dann besorge meinen Kameraden und mir mal Hilfe, wir können nicht gehen.» – Die Unverletzten stürmen weiter vor. Es wird ruhiger um uns. Ich sehe nach der Uhr; es geht auf 8 Uhr. Ob wohl noch Hilfe kommt? Nein, bis nächsten Morgen vergebliches Warten. Als es hell wird, sehen wir in Entfernung von einigen hundert Metern Krankenträger Verwundete auffammeln. Wir schreien. «Kommen gleich zu euch.» Aber sie kommen nicht wieder. Bis Abend vergebliches Warten, furchtbar! Einer, der noch etwas gehen kann, will sich aufmachen. Als er kaum hundert Meter fort ist, sehe ich ihn fallen. Die verd... Franktireurs! Wieder eine lange bange Nacht. Um Mitternacht wache ich plötzlich auf aus leichtem Schlaf. Was ist denn nun los? Wir liegen mitten im Gewehr- und Granatfeuer. «Kameraden, näher an

die Miete. Richte keiner sich auf.» Ein Getöse um uns, schrecklich, ich werde es mein Lebtag nicht vergessen. Es ist grauenhaft, wenn so eine Granate über einem platzt. Und dann die Angst, die Strohmiete würde in Brand geschossen werden. So wie in der Nacht habe ich noch nie gebetet. Und es ging vorüber. Auch das nächste Gefecht um 4 Uhr. Am nächsten Tag wunderschönes Wetter. Aber schon der zweite Tag und dazu zwischen der englischen und deutschen Linie. Wir sind in der höchsten Gefahr! Also ist es Sonntagmorgen; seit Freitagabend lagen wir. Mein Nebenmann hatte in der Nacht noch einen Granatsplitter zu seinem Bauchschuß dazubekommen. Die anderen waren auch schwer verwundet. Nun wollte ich versuchen, ob ich stehen könne – und siehe, es ging. Na, denn auf gut Glück los! Und ich kam glücklich bis an den Graben, der vollbesät war mit Leichen. Drüben sah ich in geringer Entfernung Deutsche in den Schützengräben. «Nicht schießen, bin verwundet, Hilfe!» Und sie kamen und brachten mich zum Verbandplatz, holten dann die anderen auch. Ich dankte Gott für meine Errettung. Ich habe also von Freitagabend bis Sonntagmorgen da draußen gelegen.

Walter Gottwald, stud. theol., Berlin, gef. 25. Juli 1915 bei Woyslawice.

1. Dezember 1914.

Das letzte Bedeutsame, was wir erlebten, war der Sturm auf Dixmuiden. Es ging damals durch unsere

Reihen das Gerücht, daß wir wegen unserer Verluste aus der Gefechtslinie zurückgenommen werden sollten. Doch wir irrten uns damit gründlich. Noch am selben Abend ging's 9 Uhr los, und es folgt ein Marsch bei strömendem Regen durch elende Straßen die Nacht hindurch bis 9 Uhr morgens. Zwölf Stunden hintereinander! Doch ich erlebe das Angenehme, daß ich alle Strapazen nicht nur überwinde, sondern daß sie mein körperliches Befinden auch stets bessern. Ich schlief glatt dreizehn Stunden hintereinander und erwachte wie neugeboren. Ebenso geht es mir seelisch und geistig, trotzdem das an und für sich im Kriege nicht so selbstverständlich ist. Aber ich erlebe auch hier das Erfreuliche, daß alle geistigen und geistlichen Güter, die ich mir unter D. Schlatters Leitung als Student erarbeitete, glänzend standhalten; daß wir durch unseren Glauben Leben haben, ewiges Leben, gerade dann, wenn uns im Dienste der Liebe zum Vaterlande die Granaten zerfetzen. Das macht mich unglaublich glücklich und fröhlich. Und das ist mir so wichtig, weil wir hier keine Stunde sicher sind vor dem Feuer der ausgezeichneten feindlichen Artillerie. Und gerade im Donner der Artillerie redet Gott so eine fürchterlich ernste Sprache von der absoluten Nichtigkeit des Menschen, der nur in sich selbst den Halt seiner Persönlichkeit sucht. Man muß ihn nur heraushören. Wenn ich ja nicht in meiner Weltanschauung etwas hätte, das mich in jeder Sekunde hinaushebt über mich selbst, ich wüßte wahrlich nicht, wo ich meinen Mut hernehmen sollte. Wie freue ich mich,

Pfarrer zu werden, wo ich weiß, daß hinter mir nicht leere Kathedertheorien, sondern «die» Realitäten alles Seins und Lebens stehen. Und wenn ich mein Leben lang einfacher Dorfpfarrer auf einem weltabgelegenen Neste sein müßte, es würde meiner Arbeits- und Glaubensfreudigkeit auch nicht einen Heller abtun. Denn das ist auch etwas, was mir immer als so wunderbar vorkommt: je einfacher und schwieriger die äußeren Verhältnisse für mich als Soldaten hier werden, um so mehr tritt das Ewige im Zeitlichen einem entgegen, und da ist es einem, als ob einer aus einer anderen Welt hinter einem hergeht, um in der bängsten Todesstunde bei einem zu sein. Was will man mehr? Ich habe die Bibel als Student wissenschaftlich erforscht; jetzt liefert der Gang der Weltgeschichte einen praktischen Kommentar dazu, so wie er nicht besser geschrieben werden kann. Und vor allem: was sie von Verheißung redet, das leuchtet einem immer mehr als goldenes Licht der Ewigkeit auf, wie mir das früher niemand klarmachen konnte. Das ist auch so ein unendlicher Gewinn mitten in der Erfahrung des gräßlichsten Todes.

Kurt Peterson, stud. phil., Berlin, gef. 3. August 1915 bei Cykow in Russisch-Polen.

27. Oktober 1914 bei Dixmuiden.

In der Nacht zum 25. im Schützengraben vom Regen überrascht. Ich weiß nicht, die wievielte Nacht schon

hier draußen im Freien in der Kälte und Nässe ohne genügende Verpflegung; und so ist's bis heute geblieben. In derselben Nacht Aufbruch aus dem Schützengraben, gegen 2 Uhr. Ich der 2. Kompagnie zugeteilt. Wo meine Kompagnie ist, ich weiß es nicht. Sturmangriff auf Dixmuiden. Furchtbar! Eine Wiederholung des ersten Angriffes. Wieder gescheitert an dem furchtbaren Maschinengewehrfeuer. Das angefangene Hurra verstummte. Wie Blei lag alles am Boden und um uns herum heulte und zischte der Tod. In solcher Nacht kann man zum Greise werden. Sonderbarerweise blieb in mir alles ruhig. Ich kann meinen Zustand nicht schildern, der durchaus einfach war. Klar und hell war mein Kopf, nur der Gedanke an die gnadenreiche Mutter herrschte vor und konzentrierte Schmerz und höchste Qual. Im übrigen alles kalt und ruhig, nicht ergeben, aber sicher wartend auf den Tod. O fürchterliche Minuten! Man fürchtet den Tod und könnte in solchen Stunden den Tod herbeisehnen aus Entsetzen vor dieser Art des Todes. – Zwei Sturmangriffe mitgemacht; möchte keiner mehr folgen! Nichts sehnlicher als dieser Wunsch neben dem, gesund nach Hause zu kommen. Wohin ist aller Mut geschwunden? Wir haben genug vom Kriegführen. Nicht feige braucht man zu sein, aber das Menschliche empört sich gegen diese Unkultur, dieses grauenhafte Schlachten. Weg, weg mit diesem Krieg! So schnell wie möglich zu Ende! – Ganz dicht lagen wir vor der Linie der französischen Schützengräben. Ich hörte die französischen Befehle und über uns raste der Tod.

Mit mehreren Kameraden gelang es mir, mich wegzustehlen, kriechend und springend unter fortwährend verfolgendem Gewehrfeuer in einigermaßen sicheres Gebiet zu gelangen. Wir kamen zu einer Maschinengewehrabteilung, bei der ich mich noch heute als bedeckender Infanterist befinde. Von meiner Kompagnie ist nichts zu hören; sie soll zehn Kilometer entfernt stehen. Wann sehe ich sie wieder? Hoffentlich recht bald.

Heute abend soll wieder ein Sturm unternommen werden. Ob er gelingen oder aber scheitern wird, weiß niemand. Ich mache mir keine Gedanken, daß ich unter diesem Gesichtspunkt mich freue, nicht zu meiner Truppe zu gehören und dieses fürchterliche Sterben mitzumachen. Gemein! Der Schweinehund im Menschen ist zu stark. Mach' ein Ende, o Herr, du gütiger Weltenlenker, mit diesen Schrecken. Gib uns recht, recht bald den Frieden. Gönne uns lieber eine freudige Rückkehr und Zeit, die entsetzlichen Lehren, die wir hier empfangen haben, im Leben segensvoll zu betätigen; denn erzogen sind wir wohl alle. – Geliebte Eltern! – Ich denke nicht, daß Ihr über Euren Sohn zu klagen haben werdet. Gott stärke und segne und tröste Euch und erhalte Euch mir zu einem liebevollen, segensreichen Zusammenleben! Ade!

29. Oktober 1914.

Man glaubt, nie wieder das Lachen erlernen zu können, nachdem man derartiges durchgemacht hat. Schwermut, tiefe Schwermut. – Ich weiß es, nichts in meinem ganzen Leben kann das Glücksgefühl auf-

wiegen, das ich empfinden werde beim gesunden Wiedersehen mit meinen lieben Eltern. Was sie mir waren, an was ich es ihnen gegenüber habe fehlen lassen, das wird mir jetzt so bitter klar. Meine Eltern! Ihr sollt einen anderen Sohn wiederbekommen! –

Die letzten drei Verwundeten vom ersten Sturm lagen noch draußen. Immer nur einer konnte geholt werden. Der Feind achtet nicht auf die hilfebringenden Bemühungen. Er verdoppelt das Feuer. Beim zweiten Gang verließen mich die Träger, um sich verspätet und angstvoll einzufinden. Zwei Verwundete lagen noch da. «Einen kann ich nur nehmen. Wer will noch warten?» «Nimm ihn», sagte der jüngere wie selbstverständlich und deutete auf seinen schwerverwundeten älteren Kameraden, einen Landsturmmann und Familievater. «Aber nicht wahr, Kamerad, du läßt mich nicht im Stich?» Impulsiv reichte ich ihm die Hand. Damit war ich gebunden. Nichts sollte mich zum dritten Male in das Feuer treiben, hatte ich mir gelobt. Aber die Seelengröße des Verwundeten mußte diesen Vorsatz umwerfen. Ich bin Gott sei Dank kein Lump und Wortbrüchiger geworden. Der Leutnant wollte mich nicht gehen lassen. Am Abend ließ er es zu. Er lief die ganze Kompagnie ab, bis er endlich Freiwillige fand. Der Verwundete wurde auf Zeltbahnen hereingebracht. «Ich freute mich so den ganzen Tag auf euer Wiederkommen», so grüßte er uns. Könnte man doch allen so helfen!

Eduard Bruhn, stud. theol., Kiel, gef. 17. September 1915 in Rußland.

17. September 1915.

Liebe Eltern!

Schwerverwundet liege ich auf dem Schlachtfeld. Ob ich durchkomme, steht in Gottes Hand. Sonst weinet nicht, ich gehe selig heim. Euch alle grüße ich noch einmal herzlich. Möchte Gott Euch bald Frieden schenken und mir eine selige Heimfahrt geben. Jesus hilft mir. So stirbt sich's leicht.

In herzlicher Liebe

Eduard.

Siegfried Fiesenig, stud. theol., Straßburg, gef. 27. September 1915 vor Ypern.

Vor Ypern, August 1915.

Am Jahrestage des Kriegsbeginns – so stand's vor einem Jahr, so steht's jetzt... und wie wird's im nächsten Jahre stehen? Damals war ich unglücklich, trostlos, nichts wissend, heute bin ich leidend, trostverlangend, noch unsicher, in einem Jahre will ich – so erflehe ich's vom Schicksal – glücklich, zufrieden, wissend sein, nicht weil ich dann eventuell gesund und wohl aus dem Krieg zurückgekehrt bin – was nützte mir das, wenn noch ein Alpdruck auf meiner Seele läge und bis zu meinem Ende auf mir lastete! Nein, was ich erflehe, das ist die Gewißheit und die Tat-

sache: die Weltgeschichte als das Weltgericht walten zu sehen und das Urteil zu hören über diese Kriegsgeneration, die die Fehler ihrer Väter und Ahnen nun auf einmal büßen muß.

Im Schützengraben vor Ypern, 14. September 1915.

Was mich gefaßt und ruhig in die Zukunft blicken läßt, ist die Überzeugung, daß in allem und jedem das Schicksal Gott schafft und daß auch das kleinste Weltgeschehen dazu bedacht und bestimmt ist, dem Endziele der Menschheit, dem Reiche Gottes zu dienen. Dieser einfache Glauben verleiht Kraft, Leiden- und Weltüberwindung, da der Weg der Menschheit nicht zur Finsternis, sondern zum Licht führt. Wie ich zu meinem kleinen Teil dazu beitrage, ob durch Leben oder Tod, ist gleich. Nur daß ich bewußt und selbstlos dieses Ziel allein ins Auge fasse, bringt Sinn in dieses Daseins Wirrnis und läßt den wahren Wert des Lebens richtig ermessen. Meine Seele ist unbeschwert; ich sterbe gern, wenn Gott es so mit mir beschlossen hat.

Walther Böhm, stud. phil., Berlin, gef. 25. Oktober 1915 bei Bol Miedwiece (Wolhynien).

Ponarth, den 31. Januar 1915.

Nun aber eins, liebe Eltern, besonders Du, Mutti: Ich hatte Dich gebeten, mich mit Himmelsbriefen, Amuletten und dergleichen zu verschonen. Seid mir nicht böse, bitte nein, ich verstehe Euch vollkommen.

Aber ich habe von Gott, an den ich in meiner Weise fester glaube als mancher, zwei sehr gute Waffen mitbekommen: meinen Körper, der gut geschult ist, und den eisernen Willen zur Pflichterfüllung gegen mein Land, meinen Kriegsherrn, meine Brüder einerseits und gegen mich und die Meinen andrerseits. Überirdische Mittel weise ich zurück. Denkst Du, liebe Mutter, eine Kugel wird dem Naturgesetz entgegenwirken eines im Weltensystem so unbedeutenden Geschöpfes wegen wie ich? Ich bin zufrieden, wenn ich in dem Bewußtsein falle, niemandem zu Leide gelebt zu haben, meine Pflicht als Mitglied der menschlichen Gesellschaft erfüllt und keinen wissentlich geschädigt zu haben.

Wilhelm Weidemann, stud. phil., Kiel, gef. 13. Februar 1916 bei Steenstraate (Flandern).

Flandern, den 6. Juli 1915.

An die Schwester des gefallenen Freundes.

... Mag sein Leib unerkannt in fremder Erde ruhen, er hat den schönsten Tod erlitten, den ein deutscher Mann sich träumt seit alter Zeit – und was von ihm in unserem Herzen lebte und in denen der wenigen, die ihm treu waren, das lebt, solange unsere Herzen leben. Und wenn auch uns die dunkle Stelle kommt, die Stelle im Wege, über die keiner hinwegkommt, so wünsche ich mir keinen anderen Tod als den, den er erlitt. Wenn ich mit ihm zusammen war, so dachte ich

nicht an Hesses Wort: «Wahrlich, keiner ist weise, – Der nicht das Dunkel kennt, – Das unentrinnbar und leise – Von allen ihn trennt.»

Ich habe sonst noch Freunde gehabt, und andere haben mich zum Freund gehabt, aber ich habe auch in den reinsten Stunden stets gefühlt, daß ich allein sei – nur bei Remmer nicht. Und nun soll das alles nicht mehr sein? Oh, ich glaube es so bestimmt: wenn wir wohl nachts durch einen dichten grünen Wald gehen und oben leuchten die Sterne und leise rauscht der Nachtwind – dann ist Raum und Zeit und Vergangenes versunken, und wie einst gehen wir zusammen dahin. Oder wenn wir draußen am Strande stehen und leiser Wind läßt plätschernd die kleinen Wellen in dem Kies zerrinnen – wenn wir dann unsere Augen schließen und hören das rätselvolle Meeresrauschen – das ist uns Antwort auf die Frage, ob er bei uns ist. Kennst Du das Gedicht, in dem es heißt: «Nur nicht bittre Fragen tauschen, nur nicht forschen, warum? – warum? – Antwort ist doch nur wie Meeresrauschen.» Oh, mir ist das die herrlichste Antwort. Daraus spricht das Ewige – daraus und aus dem Rauschen des Waldes und aus dem Glänzen der Sterne, aus dem Zug der fernen, hohen Wolken, aus dem Singen der Lerche am einsamen Deich, wenn weit hinaus die Wolken blinken, und aus dem Blühen der Blumen, aus dem Wogen des Korns und aus dem Auge des Freundes. Das Ewige, das so unendlich viel reiner und keuscher und heiliger ist als alle herrlichen Worte und Gedanken über Ewigkeit und Unsterblichkeit, so

rein und so stille, daß man stille stehen bleibt, um im Blauen der See, im Wehen des Windes selbst, diese ewige Reinheit und Keuschheit der Natur zu fühlen – ganz stille, ohne tiefe und schwere Gedanken, sondern wie ein Kind, das die Herrlichkeit all dieses Großen mit weiten Augen anschaut und staunend schweigt. – Ach, wir wandern nicht allein und einsam weiter in dieser fremden, weiten Menschenwelt, wir können ihn ja doch nicht vergessen, wir können von ihm reden, und wenn auch oft noch ein stechender Schmerz durch unsere Seele fährt– wir werden ihn so stolz und treu, wie er war, immer behalten und werden ohne Grausen daran denken, daß, wie ihn des Todes Hand aus unserer Mitte riß, auch uns in dunkler Stunde der Schritt bevorsteht durch das schwarze, düstre Tor, durch das noch keiner seinen Schritt rückwärts lenkte, noch keiner Kunde von sich gab, – und das uns doch von den Toten nicht trennt, wenn wir nur den Tod nicht fürchten, nicht bei uns und nicht bei anderen. Er ist kein Freund, der Tod, ich kenne ihn nun, aber so genau, daß er gerne ruhig zu mir kommen kann. Ich sah den Tod noch nie – da kam der Krieg – da starb mein Vater – nun ist Remmer tot. Und jetzt mag kommen, was da will – der Tod ist oft um Haaresbreite an mir vorbeigegangen, und oft habe ich ihn ohne Wimperzucken hinausgesandt, und wenn ich täglich im Kanonendonner und im Kugelpfeifen gehe – ich gehe fest geradeaus –, jetzt hat mir der Krieg genommen, was er mir nehmen konnte – was noch übrig ist und alles, wofür ich nun kämpfe, das kann mir keiner nehmen.

Flandern, 22. August 1915.

Ein ganz herrlich rotglühendes Abendrot stand heute drüben im Westen, drüben über Frankreich – es läßt mich an die Heimat denken und an so manches Abendrot, das ich als Kind mit ehrfürchtigem Staunen sah. Und nachts der Mond – er läßt mich an blühende Syringen im Glücksburger Garten, an reife Herbsttage mit raschelndem, gelbrotem Laub, – ach, an so viele zauberische Nächte denken. An Schneeglitzern auf gefrorenem See, an jagender Nachtwolken Pracht. Aber – bei allem und allem ist jener nagende Dorn dabei: jetzt ist Krieg! Ich kann nicht wie sonst zu den Sternen schauen, ich bin manchmal so müde, daß dem Herzen die Schönheit der Welt wehe tut. Ich muß an Liliencrons Spruch denken: «Den Frieden wirst du nie erkämpfen, dennoch» – – Ja, man sehnt sich nach dem Frieden, der höher ist als alle Vernunft.

Flandern, 6. September 1915.

... Ich hoffe, daß die jetzige Regenperiode noch nicht den Anfang des Herbstes bedeutet, obwohl schon allerlei Zugvögel sich bemerkbar machen, Regenpfeifer und Enten. Aber mit dem Beginn des Herbstes beginnt eigentlich die Landschaft Flanders erst richtig schön zu werden. Einzelne wunderbare Bilder, die in ihrer Eigenart auch häufig wiederkehrten, sah ich zwar im Sommer auch schon, aber so typisch für die allgemeine flandrische Landschaft waren die Bilder nicht. Erst jetzt in der Regenzeit finde ich richtigen Genuß an der Gegend, zu der in diesen Tagen so manche zufälligen

Kriegsszenen großartig paßten: die Ruinen von Bixschoote, mit nächtlich bei strömendem Regen durchziehender Infanterie, – aber am meisten die Straßen überall, mit dem grundlosen Lehm, zu beiden Seiten hohe windverwehte Pappeln mit mächtigen Kronen, – oder westlich von Merckem nach Dixmuiden zu und nach Drie Grachten, wo jetzt das Überschwemmungsgebiet ist, da war ich kürzlich an einem Nachmittag zur Reiherjagd mit meinem Burschen, als uns ein heftiges Gewitter überfiel. Die Landschaft ist da ganz eigenartig. Große Schilfmeere, dazwischen Schlammpfützen voll Wasservögel und Sumpfgetier, in der Mitte hindurch schmale Kanäle, auch durch Pappeln eingefaßt, und weil alles eben hinter der Front liegt, in einem unerhört üppigen Vegetationszustand. Und besonders in diesem Überschwemmungsgebiet ist mir auch immer wieder aufgefallen, wie schön hier erst die Wolken sind, fast wie direkt an der See, bei all dem wechselnden Wetter jetzt, wo auch oft recht starke Winde wehen. Botanisch sind die Sümpfe recht interessant. Pfeilkraut, Froschlöffel, Froschbiß, alle Wasserrosen, butomus rumex, endlose Schilfgräser und Riedgräser, und alles so ungeheuer üppig. In Vrij Bosch fiel mir blechnum spicant in großen Mengen auf, ähnlich wie in Ostfriesland.

Staden, 7. Dezember 1915.

Je länger ich hier draußen bin, um so froher bin ich meines Geschicks. Was kann denn uns Größeres treffen, als so voller junger Lebenskraft mitzubauen an

einem Werk, von dem noch die spätesten Geschlechter staunend berichten werden. Und wieder hab' ich Stunden, wo ich ganz verzagt bin, wo ich die Augen schließen möchte und warm in der Sonne am Ostseestrand liegen, oder wie einst mit Remmer durch die blauen Berge des Schwarzwaldes ziehn. Und wenn so nachts der Sturm kommt vom Westen, dann reckt auch meine Sehnsucht weit die Flügel und möchte mit den grauen Wolkenstürmen hinüberziehen über die See und unsere Ostsee und über die Heide bis zu den heiligen Buchenwäldern und altvertrauten Stätten der Kindheit.

Helmut Lorentz, stud. phil., Berlin, gef. 17. Mai 1916 vor Messines.

5. April 1916.

... Viele Grüße von unserem gegenwärtigen Quartier, einem umfangreichen flamischen Bauernhof, in den seit gestern das ganze Bataillon gezogen ist, da man infolge der dauernden Beunruhigung bei ... und der schweren, für den Gegner doch nicht erfolglos zu nennenden Beschießung von C. hier auf manches gefaßt ist. Den «Tyll Eulenspiegel» de Costers habe ich inzwischen zu Ende geführt. Wo einem Flandern durch den Krieg nachgerade zur zweiten Heimat geworden, mußte man endlich zur Lektüre dieses Werkes, der «nationalen Bibel» der Belgier und insonderheit der Flamen, greifen. Die auf eigener Anschauung beruhende Kennt-

nis der Landschaft, wie auch das in monatelangem Aufenthalt an diesem Frontabschnitt erfolgte Einfühlen in die Seele seiner Bewohner, bewirkten ein Vertrautsein mit der Umwelt des Buches, das ohne Zweifel den Leser dem Verständnis seiner Eigenart näherrückt. Wenn das Buch vom Heimatstolz des flamischen Bauern, von dem untilgbaren Hang der Belgier zu Grausamkeiten, vom stumpfsinnigen Dahinleben des kleinen Mannes und der blendenden Lebenshaltung der Reichen erzählt, wenn es den Unsegen erwähnt, den die auf dem Lande gleichwie in der Stadt begegnenden Kneipen, «Estaminets» genannt, anrichten, wenn es die Prunksucht des Belgiervolkes schildert, das bei der Errichtung öffentlicher Bauten höchste Kunst entfaltet, aber zum eigenen Heim sich an einer baufälligen Kate genug sein läßt, wenn der Schriftsteller Darstellungen dieser Art den Hintergrund sein läßt für Ereignisse und Kämpfe vergangener Jahrhunderte, so will er damit die Unwandelbarkeit des Volkscharakters als solchen durch die Gebundenheit an das Milieu nachweisen. Denn heute noch findet sich auf gleichem Boden gleiches Leben. Die Vermengung von Wahrheit und Dichtung, von der der Schriftsteller fortgesetzt weitgehenden Gebrauch macht, kennzeichnet am klarsten die willkürliche Versetzung des zur sagenhaften Figur gewordenen Eulenspiegels in die für die Niederlande an harten Prüfungen überreiche Epoche Philipp II. Eine Fülle von Einzelheiten formt de Coster zu einer Charakteristik Eulenspiegels zusammen, die ihn weniger als

Nationalhelden, vielmehr als eigentlichen Träger des flamischen Volkswillens erscheinen lassen. Die Zeichnung des geschichtlichen Hintergrundes erfährt, durch eine antiklerikale Tendenz des Schriftstellers geleitet, eine überaus krasse und rücksichtslose Behandlung, der aber ein hohes Maß epischer Gegenständlichkeit innewohnt.

Heinz Pohlmann, stud. phil., Berlin, gef. 1. Juni 1916 auf dem «Toten Mann».

Im Felde geschrieben am 25. Mai 1916.

Innigst geliebte Eltern!

Wenn Ihr diese Nachricht von mir erhaltet, dann ist wohl herbes Leid über Euch gekommen, denn dann bin ich nicht mehr in dieser Welt.

Ich kann es verstehen, aber um eins bitte ich Euch: beklagt mich nicht. Trauert um mich, aber seid ruhig und gefaßt; zeigt, daß Ihr Deutsche seid, die das Leid tragen können. Deutsche Eltern, die das Wertvollste, was sie besitzen, hingeben für das Wertvollste, unser herrliches Vaterland. Denn trotz aller trüben Erfahrungen und Nachrichten glaube ich doch noch an eine Zukunft. Für das neue, größere, bessere Vaterland gebe ich gern mein junges Leben.

Ich gehe ganz gefaßt in den Kampf und zittere nicht, dem Tode ins Angesicht zu blicken, denn ich fühle mich geborgen in Gottes Hand. Jesus Christus, den ich nach langen Irrungen als meinen Erlöser erfahren

durfte, ist auch für mich die Auferstehung und das Leben. – Vielleicht teilt Ihr nicht meine Überzeugung, aber ich habe ein treffliches Wort in meinem Buche von Lhotzky gelesen: «Von den Menschen führen viele Wege zu Gott, aber von Gott nur einer zu den Menschen.»

Noch eins: Wenn ich Euch früher kränkte und wehe tat, so verzeiht es mir. Ich war eigensinnig oft und habe oft einen unrechten Weg eingeschlagen, aber ich habe es bereut, glaubt es mir, und verzeiht mir. Und nun bleibt mir nichts mehr, als Euch allen trotz allem zuzurufen: Auf Wiedersehen! Euer Heinz.

Psalm 43, 5; Korinther 13, 13.

Heinz von Rohden, stud. theol., Marburg, gef. 5. Juli 1916 bei Olesza.

Mörchingen, den 17. August 1915.

... Solange der Krieg ist, atmet die Seele nur schwer, sie lebt nicht in Seligkeit und Liebe an Menschen und Dingen. Sie sieht wie gebannt starr auf das eine, immer eine... Wir warten darauf mit ruhigem Blut, und wenn es uns ruft, dann soll es uns bereit finden. Aber dann alles noch einmal zusammengefaßt, alle Lust und Leidenschaft für das eine! Wir denken an unsere Brüder im Osten mit Stolz, aber furchtbar krampfen sich die Gedanken zusammen, denn wir wissen, was sie durchmachen müssen, während wir ruhig liegen und warten und warten...

Beinahe wäre ich neulich aufgewacht und hätte mich verliebt in das herrliche Leben, als ich sah, wie turmhoch über das vergängliche, zufällige Einzelschicksal ewige Werte unvergänglicher Schönheit in ihm geschaffen werden. Ich sah nämlich das Münster in Straßburg, vor dem die Seele in Andacht versinken muß. Ich dachte aber, wenn Deutschland ein solcher Bau wird, dann brauche ich mich gar nicht erst in das Leben zu verlieben, denn dann lebe und schaffe ich doch an seinem Grunde, ohne daß ich davon ein Gefühl habe. –

Max Bäßler, stud. cam. et hist., Leipzig, gef. 12. September 1916 an der Somme.

Bei Ypern, Mitte Mai 1915.

... Der Leutnant war da und gab mir den Auftrag, für eine würdige Bestattung unserer Gefallenen Sorge zu tragen. Die waren nämlich inzwischen von anderen Händen eingescharrt worden. Aber wir wußten die Stellen. Auf dem Rückweg nach dem Nonnenbusch sah ich rechts vom Laufgraben ein Stückel mit einer Feldpostkarte, auf der stand: Richtschütze Kurt Limke. Etwas weiter ab erkannte ich an einem kurzen Pfahl die Namen Beers und Lichtenbergers. Ich veranlaßte noch am Abend im Polygonwald das Nötige und ließ mich für den nächsten Tag vom Regiment beurlauben. Unser Werk mußte unter dem Mantel der Nacht getan werden. Schon vor 3 Uhr nachts rief Gucks wilde

Stimme meinen Namen in den Unterstand. Draußen stand im tiefen Dunkel eine Schar mit Spaten und Spitzhacken. Schweigend gingen wir unseren Weg. Draußen trennten wir uns in kleinen Gruppen. Ich ging mit, Beer zu holen. Wir mußten tiefer graben, als gedacht. Häßlicher, süßlicher Geruch stieg aus der Erde auf. Rauchen durften wir nicht wegen des Feindes. Erst fanden wir einen Infanteristen, der als dritter in dieses Grab gebettet war. Dann hoben wir den armen Beer heraus. Ihn habe ich mit getragen, vier Mann blieben da, Lichtenberger auszugraben.

Wir wickelten unseren Toten in eine Zeltbahn und befestigten Stangen zum Tragen an der Seite. Langsam ging der Tag mit blassem Rot auf. Ich mußte an das Lied von Hauff denken. Ein Toter, so primitiv gebahrt, hat schon seine Last, aber am Rande des Nonnenbusches wartete ein Wagen. Knoblauch und Hunger lagen schon darauf. Jener, den Kopf mit dem schönen dunklen Vollbart im Nacken, sah einem leidenden Christus ähnlich. Dann brachten sie Lichtenberger, der einzige, der noch wie im Leben aussah, und Zietzschmann mit blutüberströmtem Antlitz. Limke war nicht gefunden worden, sein Grab war leer.

Im Polygonwald, in unserem Lager, hielten wir kurze Rast. Dann gingen wir über die alte Stellung und den alten Ablösungsweg nach Becelaere. Dort arbeiteten die Fahrer an den Gräbern, auf einem kleinen Soldatenfriedhof neben der Kirche. Wir holten große Glasurziegel vom Dache eines Gartenhauses zum Einfassen der Gräber und brachen blühende Flieder und

gelbe und rote Zweige zum Schmücken. Dann vertieften wir die Gräber noch genügend. Inzwischen hatten sich alle eingefunden, die bei diesem letzten Ehrenakt dabei sein wollten.

Wir senkten die Kameraden in die Erde. Ein 248er Fahrer, Bruder vom Rauhen Haus in Hamburg, sprach herzliche Worte. Der Flieder duftete, die Zweige glänzten auf den frischen Schollen, aber ungeduldig bröckelte die Erde nach. In den Augen des alten Böhne standen ein paar große Tränen. Dann warfen wir die Blüten und Blätter auf die Toten und begannen, die Gräber zuzuschaufeln. Der letzte Dienst, den ich meinem lieben Rudolf tun konnte, war, daß ich ein blaues Käferchen von seiner kalten Wange strich. Als ich ihn am Morgen zum erstenmal im Tode gesehen hatte, hätte ich ihn beneiden können um seine Empfindungslosigkeit; aber als ich jetzt sah, wie die Regenwürmer und anderes Getier mit verschüttet wurden und das letzte Endchen Zeltbahn verschwand, freute ich mich doch, daß mir die Maisonne so schön schien und mir der Flieder duftend blühte. –

Kurt Rohrbach, stud. theol., gef. 6. Oktober 1916 an der Somme.

Flandern, den 26. Juli 1915.

In diesem fortwährend alle Aufmerksamkeit erfordernden, alle Kräfte bis aufs äußerste anspannenden Kriegsleben habe ich selbst viel von all den Schätzen

verloren, die mir eine langsame, hoffnungsvolle Entwicklung im Frieden geschenkt hatte. Das Wissen, was ich sowohl auf der Schulbank wie auf der Universität erworben, die mancherlei Interessen, die eine private Beschäftigung in mir geweckt hatte, sie sind mir aus den Augen, aus dem Sinn gerückt; nur schwer wird man sie wieder erwerben können. Wie Du weißt, habe ich infolge allzu früh erwachten Lebensernstes nur eine kurze Jugend gehabt. Selbst lieben konnte ich nicht einmal recht.

Dieser furchtbare Krieg aber hat mich nun alt werden lassen. Mein Kröper zwar ist erst hier im Felde wetterhart geworden und meine Muskeln gestählt, aber der Geist ist nicht kräftiger geworden. Wer tagtäglich dem Tode ins glutleere Auge schaut, wer in soviel leidensvolle, entsagende Totengesichter geblickt hat, der wird zwar hart, aber alt, sehr alt. Das ist es, was mich betrübt, mein lieber alter Freund und Kriegskamerad.

Seit so langer Zeit von der Heimat fern, lag bald mein ganzes bisheriges Leben wie ein schöner, sehnsuchtserweckender Traum hinter mir. Selbst die Träume, jene leichten scheuen Kinder der erquickenden Nacht, die mich in der ersten Zeit auf leisen Flügeln vom Feindesland in die stille, schöne, ferne Heimat geführt hatten, hörten langsam auf, mich zu beglükken. Die Stunden des Schlafes waren dem ermatteten Krieger zur Erholung allzu nötig. So war mir die Heimat langsam in die Ferne gerückt. Da geriet ich eines Tages zufällig mit einem Manne ins Gespräch: es war unser Kompagnieschreiber, der in Berlin-Frie-

denau beheimatet war. Er riet mir, einmal bei der Division um einen Heimaturlaub vorstellig zu werden. Gesagt, getan.

Eines Abends hieß es: «Freiwillige vor, die aus dem Schützengraben vor Pilkem ein Maschinengewehr holen wollen!» Natürlich trat ich vor. Erst um 3 Uhr morgens gelangten wir nach überaus beschwerlichem Marsche zum Lager und legten uns ermattet zur Ruhe nieder. Als die Sonne aufgegangen war, trat plötzlich der Feldwebel vor mein Zelt, weckte mich und sagte mir, ich hätte für 8 Tage Urlaub zur Heimat erhalten, den ich noch am selben Nachmittag antreten könne. Die 4. Nachmittagsstunde sah mich mit wenigem Gepäck, mit erwartungsvoller Brust auf dem Kleinbahnhof in Houthulst. Das Kleinbähnle entführte mich bald den mörderischen Gefilden, in denen es Kulturzweck zu sein scheint, jedes erdenkliche Mord- und Verwüstungswerkzeug zu verwenden. Schon ward mir das Herz leichter, als ich rings um mich statt unfruchtbarer Heideflächen kornbedeckte, fruchtbare Äcker, auf den Wiesen buntgeflecktes Vieh, statt verbrannter Gehöfte stattliche Bauernsitze hinter grünenden, schwer mit Früchten beladenen Obstbäumen sah. Hier diese Leute schienen nichts davon zu wissen, daß ein wahnsinniges, ungeheures Ringen sich nur wenige Meilen von ihren Fluren entfernt abspielte.

In Courtrai geriet ich in einen Urlauberzug, der verheiratete Leute der Munitionskolonnen und Trains auf 14 Tage zur Heimat brachte. Da ich keine Möglichkeit hatte, einen schnelleren Zug nach Berlin zu be-

kommen, schloß ich mich diesem Transport an. Später habe ich es bereut; denn die Reise dauerte dadurch im ganzen 51 Stunden. Wie sehr freute ich mich auf den Anblick des ersten deutschen Mädchens, über die erste deutsche Landschaft, die hinter dem belgischen Berglande zwischen Herbesthal und Aachen vor den Blicken sich breitete. Allmählich überkam mich ein derartiges Verlangen, die Heimat sobald als möglich zu erreichen, daß ich alles andere über dieser Sehnsucht vergaß, nur vorwärts, vorwärts. Ein geheimes Ahnen trieb mich zum Elternhause, unbegreiflich, unwiderstehlich.

Endlich fuhr der Zug in L. ein. Überall die altbekannten Gesichter. Selbst der Schaffner war noch derselbe. So schnell ich konnte, eilte ich vom Bahnhofe nach Hause. Von allen Seiten grüßten mich die Häuser und Villen, die ich ja alle seit ihrem Entstehen kannte, wie einen guten alten Freund. Da tauchte zwischen dem Grün der Bäume mein liebes Vaterhaus auf. Mit neugierigen Blicken überflog ich den heimischen Grund. Häuschen wie Garten lagen wie einst vor mir, da ich sie verließ. Wieder trugen die Bäume ihre Last an Kirschen, Äpfeln und Pflaumen. Die Blumen blühten und das duftige, zarte Spargelkraut schwankte leise im Winde. Den hellen hohen Giebel aber umspielte das goldene Licht der Morgensonne, und oben am First saß der Fink, wie stets am Morgen, sein Lied singend. Noch war's drinnen still. Doch als ich nun um die Ecke der Straße bog, da öffnete sich die hohe Hauspforte, und Schwester und Bruder

kamen mir entgegen, gefolgt von Wölfchen, der laut kläffte, als sie mich zum Gruß umarmten. In der Tür umarmte mich die liebe Mutter. Sobald sie mich freiließen, fragte ich: «Wo ist Väterchen?» und schritt auf die Tür des Zimmers zu, wo er seit seiner ersten Erkrankung schon monatelang lag. Da fiel mir die Mutter in die Arme: «Er ist tot. Vor zwei Tagen starb er. Seine letzten Worte, als ihm der Arzt die kühle Hand auf die brennende Stirn legte, waren: ‚Kurtchen hat heute geschrieben.' So ist er gestorben.»

Das war meine Heimkehr, mein lieber alter Freund. Jetzt bin ich wieder in Flandern im Graben.

Flandern, den 26. August 1915.

Gestern abend gegen 11 Uhr wurde ich mit meinen acht Leuten, wie stets, solange wir im Reservegraben lagen, zum «Pumpen» abgeschickt, d. h. wir sollten ganz nach vorne gehen, um aus den in die vorderen Linien führenden Laufgräben das sehr lästige, stets nachsickernde Schmutzwasser auszupumpen. Nun, so begaben wir uns denn, ausgerüstet mit einer schweren Hubpumpe, nach vorn. Es war eine herrliche Nacht, die volle Mondesscheibe stand am Himmel und ließ den Weg, der infolge mannigfacher Gräben und Drahtverhaue in dunkler Nacht schwer gangbar ist, leicht erkennen. Der Franzmann schoß verhältnismäßig wenig, nur dann und wann klang ein Büchsenschuß, schwirrte eine Kugel daher, fuhr ein Geschoß gegen einen Baum und sauste dann mit wehklagen-

dem Ton als Querschläger durch den Raum. Bei dem hellen Mondenschein stiegen auch nur selten Leuchtkugeln in die Höhe. Ganz links, wohl bei Ypern, grollte Kanonendonner. Sonst war's still.

Lautlos schritten wir auf den Holzrosten des schmalen Laufgrabens nach vorn. Als wir die schlüpfrige Stelle erreicht hatten, begann die Arbeit. Meine Leute faßten gut zu, und da es in den letzten Tagen wenig geregnet hatte, war der Graben bald leergepumpt. Da sagte plötzlich einer von ihnen: «Das ist ja der hohe Birnbaum, von dem der Sanitäter sagt, er säße ganz voll reifer Birnen.» Ehe ich's verhindern konnte, waren die Kerle aus dem Graben gesprungen und begannen, kaum 120 Meter von dem Feinde entfernt, mit Knüteln und Lehmklößen den Baum zu bearbeiten. Denk' Dir das Bild: Hier im Mondschein, dicht am Feinde, liefen die Satanskerle herum ohne Deckung, von Kugeln umpfiffen, und warfen nach Birnen. Allerdings schützte ein feiner weißer Nebel, der über der Erde lagerte, sie vor Entdeckung. In Zeit von wenigen Minuten war der Baum abgeerntet; mit Früchten beladen machten wir uns auf den Rückweg. Da, als wir über ein freies Feld kamen, hörten wir ein eigentümliches Rauschen und Rascheln. Als wir nähertraten, erblickten wir einige Leute unserer Kompagnie, die Weizen mähten. Rauschend fuhren die Sensen, von kräftigen Armen geschwungen, durch die reifen Halme. Vom Getreide hatte sich bei der vorigen Ernte so viel abgesät, daß der kräftige Lehmboden und die gute Witterung auch in diesem Jahre einen guten Weizen

gedeihen lassen konnte. Freilich, mancherlei «Unkraut» wucherte in diesem Korn, nicht etwa nur Dornen und Disteln, sondern auch Drahthindernisse, Verhaue von Stacheldraht, Telegraphenleitungen hinderten die fleißigen Mäher, daß die Sense bisweilen mit schrillem Kreisen in einem Draht hängenblieb oder gegen die Hülse eines Artilleriegeschosses traf. Trotzdem ward hier so manche volle, schwere Weizengarbe gebunden und dank deutscher Sparsamkeit und Ordnungsliebe vor dem Verfaulen gerettet.

Von einer solchen Ernte im Mondenschein, während die Elfen mit unheilvollem Pfeifen in Gestalt «blauer Bohnen» ihren Reigentanz aufführen, hast Du wohl noch nichts gehört?

Walter Stock, stud. arch., Karlsruhe, gef. 26. Juni 1917 vor Ypern.

1. Mai 1917.

Meine liebste Mutter!

Das ist ein ernstes Geburtstagsfest für Dich, während beide Söhne mitten im größten Kriege aller Zeiten stehn! Aber etwas Tröstliches haben die Zeiten dieser Zeit. Trügt nicht alles, so stehen wir an einer Weltenwende, als ginge es mit Riesenschritten dem Fortschritt zu! Nach all den Greueln dieser Zeit, kommen wir da nicht, wie Gorki so schön sagt, in ein Zeitalter der Menschenliebe? Macht die Demokratie nicht jetzt schon in allen Ländern der Erde Riesenfortschritte? Es

wird, es wächst, alles was Du in Deinen Träumen Dir ersehnt, was Du als Ideal schon lange hast vor Dir leuchten sehen! Wie herrlich wäre es, diese schöne Zeit mitzuerleben und in ihr zu immer weiterer Veredelung des Menschengeschlechtes zu arbeiten! Was schadete es, wenn dies Köstliche, Wunderbare, nur durch das Opfer unserer Generation einträte? Nur aus dem Tod wächst neues Leben, und über Leichen führt der Weg zur Freiheit. Sonst waren wir so wilde Dramatik nur auf dem Theater gewohnt, jetzt führen wir selbst als handelnde Personen das erschütternde Drama der Weltgeschichte auf. Diese schwere Aufgabe, die uns da zufällt, müssen wir hochgemut erfüllen. Das gibt diesem Frühling so etwas Trostreiches, er scheint zum Völkerfrühling zu werden, und sollte eines Deiner Kinder ihn nicht mehr erleben, dann wirst Du die ganze Liebe und die ganze Kraft, die Du ihm schenktest, der Menschheit, der ganzen kommenden Generation zuströmen lassen und in unermüdlichem Kampf für die höchsten Ideale werben. Sollten wir das alles erleben, dann um so schöner, aber auch im anderen Falle wirst Du inneres Glück im Beschreiten dieses Weges finden. Sieh, was ist denn der Tod gegen alle Leiden dieser Welt! Nur ein Hauch, das Auslöschen eines Lichtleins. Wie beneide ich oft meinen Freund, den nun schon 2½ Jahre der Rasen deckt. Sein Geist lebt ja weiter in seiner Mutter, in seinen Freunden, in mir. Es ist der edle Geist eines Sokrates, einer Malwida von Meysenbug, eines Tolstoi, ein Geist, der immer über uns schwebt und

der unsterblich ist. Was an uns Menschen nicht von diesem Geist ist, sind Schlacken und wert, unterzugehen. Liebste Mutter, ich erlebe vielleicht jetzt einen dritten flandrischen Frühling. Ich werde ihn mit allen Fasern in mich aufnehmen, und sollte ich nicht mehr aus diesem Kriege heimkehren, dann scheide ich in der frohen Gewißheit, daß der edle Mensch in mir weiterlebt in Deinen Taten, im Völkerfrühling, Boden, aus dem die neue Saat sprießen soll. Erlebe ich aber den jungen Tag, dann wollen wir in gemeinsamer Arbeit den Gottestempel, zu dem wir doch unsere Erde machen wollen, bauen helfen. Welch Glück wäre das, welche Wonne. Das ist mein diesjähriger Geburtstagswunsch für Dich, liebste Mutter, daß Du die Stärke finden mögest, körperlich und geistig fest im Sturmwind dieses Jahres zu stehen und ungebeugt in die goldene Friedenszeit hineinschreiten zu dürfen.

Dieser Brief ist in den letzten Stunden des ersten Mai während der Nachtwache geschrieben. Möge der heilige Tag der Menschheitsverbrüderung meinen Worten die rechte Weihe geben, daß sie Taten werden und Dir Freude und Trost in dieser schwersten Zeit.

Martin Hieber, stud. iur., Tübingen, gef. 6. Juli 1917 bei Brimont (Reims).

4. Dezember 1916.

... Es war mir immer unsympathisch, hören zu müssen, vom Flieger als dem Sieger der Luft, von seinem

Stolz, den Traum, die Sehnsucht der Menschheit zu verwirklichen, von dem erhebenden Gefühl der unendlichen Einsamkeit, von dem Gefühl, daß man mehr könne als die Menschlein, die auf der Erde da unten herumkriechen, da unten bei den Bäumen, den Straßen und den Wiesen. Es kam mir so manches, was ein «geflogen habender» Berichterstatter schrieb, vor, wie der Idealismus oder besser das Renommieren eines Kilometer fressenden Chauffeurs. Beim Flieger, der fliegt, hört man nichts von den Gefühlen, denn man weiß eben doch, daß es an Kleinigkeiten liegt, und die ganze Übermenschenherrlichkeit ist aus; man hat den lärmenden Motor vor sich, der das Gefühl der unendlichen Ruhe und Einsamkeit restlos zerstört. Erst ganz allmählich erhebt sich neben dem Bewußtsein, daß man in einem Kriegszweig tätig ist, wo der Mann noch was wert ist, ein neues Gefühl der Bewunderung für Schönheiten, die ein Flug immer wieder enthüllt. Und damit mag sich wohl das Empfinden verbinden: man hat ein Plus vor den vielen anderen, die das nicht mit ansehen können, wie etwa der Bergsteiger sich mehr dünkt als andere, die weniger können. Dem Führer kommt, wie ich glaube, auch erst ganz allmählich das Gefühl des Überwinders; die Geschichte vom Dädalus und Ikarus ist ihm anfangs immer eine unangenehme Vorstellung, aber später, wenn das Sichsicherfühlen da ist, dann ist er noch mehr zu beneiden als der Beobachter, der das Fliegen an sich doch mehr als Zuschauer mitmacht. Mir geht das Herz auf, wenn ich die von der Sonne gefärbte Erde liegen sehe, wie

die Berge sich hinstrecken, die Bäche sich den Weg suchen bei dem wunderbaren Farbengemisch vom Grün der Wiesen und Wälder mit dem dunklen Blau des Meeres, dem Violett des im Dunst verschwindenden Horizonts mit dem Rot der Wolken; und besonders hier die fast ebene Landschaft an der Somme ist einzig schön von oben. Das breite Sommetal mit seinen glitzernden Sümpfen, die Dörfer mit den saftig-grünen Wiesen und den goldgelben Getreidefeldern, die Straßen, die in dieses Mosaikbild zierlich gezeichnet sind, dazwischen der Schatten eines Hügels, all das ist eine derartige Fülle von Farben und Formen, die man in ihrer Mannigfaltigkeit kaum in sich aufnehmen kann. Aber drüben über der Somme und hinauf in den Norden die tobende Schlacht, die zerwühlte Erde, die brennenden und rauchenden Trümmerhaufen, das nie aufhörende Aufblitzen und Einschlagen von Granaten, die plötzlich sich aufbäumenden Rauchsäulen und das anhaltend aufpassende, alles in Schmutz und Rauch hüllende Trommelfeuer; ein schauerlich-schönes Bild. – Diese Eindrücke bekommt man allmählich, besonders das Bild des Kampfes unten entsteht erst ganz langsam, denn um dieses alles in sich aufzunehmen, gehört Zeit zum Beschauen und Ruhe. Beides hat man hier an der Somme naturgemäß nur bei einzelnen «Lucida intervalla». Denn von dem Gefühl der «unendlichen Einsamkeit» ist keine Rede mehr. Es schwirren zirka 50 Flugzeuge in der Luft herum, dort kommt ein Geschwader von 5 Flugzeugen, da fliegt das Führerflugzeug von uns, da sind soviel Be-

obachtungen zu machen, der Anschluß an die anderen Flieger der Staffel darf nicht verlorengehen. Und all das geht bei einer Geschwindigkeit von 150 Kilometern in der Stunde vor sich. Da drüben beim Feind fliegen die Caudrons und Farmans, die Nieuports und BE's. Man weiß kaum, was Freund und Feind ist. Da fliegt hoch oben ein Kampfeinsitzer, man lauert, ob er herabstößt. Da knallt ein B.A.K.-Schuß neben uns, also Kurve, dort kommen vier Nieuports den Himmel herauf, also Maschinengewehr in Anschlagstellung und Zeichen dem Führer, dort greift ein Nieuport ein deutsches Flugzeug an, also drauf und helfen, dort stürzt sich ein Halberstädter auf einen Franzosen, kurzum, man muß die Augen überall haben. Und die Augenblicke des Luftkampfes, wenn man die Schüsse knattern hört, wenn der Nieuport einem im Nacken sitzt, oder – einmal bis jetzt – wenn er getroffen zur Erde saust – hurra – sie lassen einem wenig Muße zum Genießen der Einsamkeit und Unendlichkeit. –

Ulrich Sarnow, stud. iur., Freiburg i. B., gef. 31. Juli 1917 bei Zonnebeke.

Sehr verehrter Herr Pfarrer!

Ziemlich scharfer Dienst läßt mich erst heute dazu kommen, Ihnen für Ihre freundlichen Zeilen und Übersendung des Gemeindeblattes zu danken. Es tut ungemein wohl, ein Blatt zu lesen, das uns gewisser-

maßen im lieben Bekanntenkreise vor das Wort Gottes treten läßt. Es gibt einen innigen geistigen Zusammenhalt in der Heimat, der stillen Sehnsucht eines jeden Soldaten. Gerade geistige Nahrung ist das Hauptbedürfnis hier im Felde, zumal auf so schwierigem Posten, wie ich ihn hier habe. Ich bin hier im Felde im feindlichen Feuer meinem Gott wieder viel nähergekommen. Ich bitte ihn täglich, mich auf dem richtigen Wege zu erhalten.

Nun habe ich noch eine Bitte an Sie. Ich möchte Sie bitten, für den Fall, daß mir etwas zustieße, meiner Mutter, die meinen Tod wohl schwer ertragen würde, meine letzten Grüße zu bringen. Sagen Sie ihr, ich wäre mit festem Vertrauen auf Gott und der fröhlichen Hoffnung auf die Ewigkeit für mein heiliges, liebes Vaterland in den Tod gegangen. Und geben Sie ihr bitte folgende Verse eines Kameraden von mir:

Ich habe bis zuletzt an sie gedacht,
und ihrer greisen Hände Segen
hat tröstend über meinem Haupt gelegen
und hat mir alles, alles leicht gemacht.

Vielleicht wird sie's dann leichter tragen.

Willi Naumann, stud. theol. et phil., Leipzig, gest. 18. Oktober 1916 im Lazarett zu Göttingen (an der Somme verwundet).

August 1916, im Felde.

Meiner Braut.

Ich habe kein Denkmal im Häusermeer,
es kündet kein Buch von mir,
doch wenn ich einst falle im heiligen Krieg,
dann leb' ich in Dir.
Du trugst meine Worte im Herzen tief,
Du lebtest mein Leben mit,
Dein Auge glänzt', wenn ich fröhlich war,
Du weintest, wenn ich litt.
Wenn einst eine Kugel mein Herz zerreißt:
In Dir kann ich nimmer vergehn.
Stets wirst Du die Welt, die schöne Welt,
mit meinen Augen sehn.

Die in diesem Band enthaltenen Briefe Gefallener sind den im gleichen Verlage erschienenen «Kriegsbriefen gefallener Studenten», herausgegeben von Prof. Dr. Philipp Witkop, entnommen.

1/9. 32.

386
—
-.35

Langemarck